

Band 1219

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



**BASTEI
ROMAN**

Band 1219 • Deutschland 2,70 DEM/1,38 €

Österreich 22 ATS/1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belg. 70 BEF/1,74 € • Niederl. 3,00 HLD/1,72 € • Frankr. FRF 11,50/1,75 €

Ital. 3300 ITL/1,70 € • Span. 320 ESP/1,92 € • Griech. 650 GRD/1,91 € • Port. cont. 300 PTE 1,30 €



01219





GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1219

Die Abrechnung

Plötzlich erlosch das Licht!

Einfach so. Wie von einer Riesenhand abgestellt, die irgendwo aus einer dunklen Dimension gekommen war und die es hasste, wenn irgendwo Helligkeit schimmerte.

Auch die grünen Zahlen der Digitalanzeige leuchteten nicht mehr. Und durch die halb offen stehende Tür zum Flur hin fiel ebenfalls kein Schein.

Die plötzliche Finsternis hatte sich wie ein gewaltiger Sack über Kopf und Körper der Frau gelegt, deren Füße in der Luft schwebten, weil sie sich von den Pedalen des Trimmrads gelöst hatten.

Sendrine verstand die Welt nicht mehr!

Es war noch nie vorgekommen, dass plötzlich das Licht ausfiel. Damit hatte sie nicht mal in den kühnsten Träumen gerechnet, aber es war passiert und sie saß im Stockdunkeln fest.

Die Frau blieb auf ihrem Trimmrad sitzen. Sie hatte nur die Beine wieder zurück auf die Pedale gestemmt, ansonsten saß sie unbeweglich, hielt den Mund leicht offen und lauschte.

Abgesehen von ihrem eigenen Herzschlag hörte sie nichts. Kein Laut, weder ein bekanntes noch unbekanntes Geräusch durchdrang die Stille im Keller. Okay, er lag unter der Erde, aber so ruhig hatte Sendrine ihn noch nie erlebt. Außerdem hielt sie sich hier unten allein auf, und das gefiel ihr ebenfalls nicht.

Es war ihr nicht klar, wie lange sie unbeweglich auf dem Gerät gesessen und den Atem angehalten hatte, denn in der Stille und der Dunkelheit relativierte sich die Zeit einfach. Da wurden aus Sekunden Minuten. Das Körperliche trat zurück und schuf dafür den Gefühlen Platz, die sich stärker meldeten.

Bei ihr mit einer leichten Gänsehaut!

Noch saß sie auf dem Rad. Das Fahren hatte sie angestrengt. Sie schwitzte unter dem dünnen, ärmellosen Shirt. Aber zugleich fror sie auch, denn ein kalter Schauer wehte über ihren Rücken.

Die dünne Hose bestand aus elastischem Material und umschloss ihren Körper ebenfalls eng.

Sendrine wartete. Sie gehörte nicht zu den ängstlichen Menschen, doch allein in der Dunkelheit zu hocken, war alles andere als ein Spaß. Zudem konnte sie nicht unbedingt davon ausgehen, dass noch jemand um diese Zeit den Fitness-Keller betrat. Die übrigen Benutzer kamen immer erst am Abend.

Die Stille zerrte an ihren Nerven. Sie wollte nicht nachdenken. Es war eigentlich alles ganz einfach. Sie kannte den Weg auch in der Dunkelheit. Sie musste sich nur aus dem Sattel schwingen und auf die Tür zugehen, um den Raum zu verlassen.

Es war ihr seltsamerweise nicht möglich. Sendrine blieb auf dem Rad sitzen, als wäre es ein Teil von ihr.

Das Herz schlug schneller, was nicht an ihren letzten Trimm-

übungen lag. Sie ging davon aus, dass es durch das klamme Gefühl beschleunigt wurde. Sie ärgerte sich, dass sie keine Streichhölzer bei sich trug. Sie konnte kein Licht machen, aber sie wusste, wo der Schalter war. Auch im Dunkeln würde sie den Platz dicht neben der Tür finden. Es war für sie wichtig, vom Rad zu steigen, zum Lichtschalter zu gehen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Oder?

Es ging um das Oder. Das Licht war plötzlich erloschen. Da mussten irgendwelche Sicherungen durchgebrannt sein. Wenn sie jetzt den Schalter umlegte, erreichte sie gar nichts. Da würde sich keine der Leuchtstoffröhren unter der Decke erhellen. Es sah nicht gut aus. Das braune Haar hatte Sendrine durch ein Stirnband gebändigt. Sie wischte unter ihm über die Stirn hinweg und putzte dort den kalten Schweiß ab.

Sie hatte das Gefühl, auf dem Bike festzukleben. Es kostete sie schon eine gewisse Überwindung, vom Rad zu steigen. Sendrine bewegte sich dabei recht vorsichtig. Es lag daran, dass die Furcht noch immer nicht gewichen war und sie nach wie vor das Gefühl hatte, dass der Stromausfall nur ihretwegen geschehen war und man etwas von ihr wollte. Aber wer? Bestimmt kein Hausbewohner. Allerdings kamen ihr Geschichten in den Sinn, die immer wieder in den Zeitungen zu lesen waren. Dass es Einbrecher gab, die auch bei Tageslicht heimlich in die Häuser einstiegen und sich an alleinstehende Frauen heranmachten. Es war da zu Vergewaltigungen gekommen, sogar zu Morden, denn Perverslinge gab es leider zu viele auf dieser Welt.

Dass ihr ausgerechnet jetzt diese Gedanken kamen, passte ihr überhaupt nicht. Sie konnte sich auch nicht dagegen wehren und nahm sie einfach hin. Trotzdem beeinflussten sie ihr Verhalten. Neben dem Trimmrad war sie stehen geblieben. Den Kopf hatte sie in Richtung Tür gedreht. Sie lauschte mit angehaltenem Atem.

Sekundenlang blieb sie in dieser Haltung. Hinter ihr drückte

das Rad gegen ihren Rücken. Da erhielt sie das Gefühl einer trügerischen Sicherheit. Vor ihr sah es anders aus. Da ballte sich die Dunkelheit zusammen. Da war die Leere, wobei Sendrine nicht genau wusste, ob es tatsächlich so leer war.

Vielleicht hatte es jemand auf sie abgesehen. Einer dieser Irren, der sich jetzt versteckt hielt und nur darauf wartete, dass sie reagierte und ihm im Dunkeln in die Arme lief.

Wenn das zutraf, dann hatte er es leicht, denn es gab nur einen Weg. Sie hatte nicht die Chance, durch irgendein Fenster zu klettern, denn die waren gar nicht vorhanden. Hier unten gab es nur Mauern und die Decke.

Der Schweiß war noch kälter geworden. Er klebte überall auf ihrer Haut. Das so eng wie ein Trikot sitzende Shirt reichte nicht bis zum Rand der Hose. Zwischen Anfang und Ende schimmerte die Haut in einem breiten Streifen durch, und auch dort klebte der Schweiß fest.

Wie ein Kind, das erst vor kurzem das Laufen gelernt hat, tappte und schlich sie durch die Dunkelheit. Erst als sie gegen ein Hindernis stieß und dies ertastete, wusste sie, dass sie sich nach links drehen musste, um das Ziel neben der Tür zu erreichen.

Ihre Hände fanden Widerstand. Es war die glatte Wand. Man hatte sie mit einer lindgrünen Farbe angestrichen, ähnlich wie die Umgebung in einem Operationsraum.

Plötzlich konnte sie wieder lachen. Es war nicht laut, aber sie musste es einfach loswerden, und sie stützte sich einen Moment an der Wand ab.

Es ging ihr jetzt besser, und sie tastete an der Wand entlang, um den Schalter zu finden.

Er war durch ein Gummi gesichert. Allerdings ließ er sich leicht umlegen, was Sendrine sofort tat - und erleben musste, dass nichts passierte.

»Verdammt!«, flüsterte sie.

Sie probierte es noch mal.

Wieder nichts!

»Also doch die Sicherung!« Nachdem sie diesen Satz ausgesprochen hatte, fühlte sich Sendrine wieder etwas besser. Sie wusste jetzt, woran es lag, dass sie in der Dunkelheit stand. Dass Sicherungen durchschlugen, konnte immer wieder passieren. Das war überhaupt kein Problem, deshalb nannte sie sich eine Närrin, sich überhaupt Sorgen zu machen.

Aber die Furcht blieb bestehen. Sie war wie eine Mauer, die sie von allen Seiten einengte.

Jedenfalls habe ich die Nähe der Tür erreicht, dachte sie. Ich weiß, dass sie nicht geschlossen ist. Ich muss mich nur einmal um sie herumdrehen, dann kann ich den Flur betreten und alles ist okay.

Ganz einfach.

Der Flur, die kleine Treppe. Zum Glück nur wenige Stufen. Dann die Kellertür, die ich öffnen muss, um anschließend wieder ins Helle zu kommen. Dann kann ich locker bis zu meiner Wohnungstür gehen und den Mist hier vergessen.

Mit der flachen Hand tastete sie an der Wand entlang, erreichte die Kante und klammerte sich für einen Moment daran fest. Wieder atmete sie tief durch. Besser ging es ihr trotzdem nicht. Sie hatte das Gefühl, ersticken zu müssen.

Aber sie ging weiter.

Dann stand sie im Flur.

Fast hätte Sendrine gelacht. Sie hatte kaum mitbekommen, wie ihr dies gelungen war. Da war sie über den eigenen Schatten gesprungen, und das sah sie jetzt als einen Erfolg an.

Die Handflächen wischte sie am glatten Stoff ihrer Radlerhose ab. Sie hämmerte sich ein, froh über den Erfolg sein zu müssen, schließlich war sie schon recht weit gekommen. Die paar Schritte bis zur Treppe würde sie auch noch schaffen. Genau sechs Stufen ging es hoch bis zu der kleinen Plattform vor der Kellertür, und dann war es nur noch ein Kinderspiel.

Das Herz klopfte trotzdem schneller. Vor ihr lag wieder die

tiefe Finsternis.

Sie sah nichts, sie konnte sich nur auf ihr Gefühl verlassen, und das signalisierte Gefahr.

Plötzlich hörte sie etwas.

Es war ein Geräusch, aber es war nicht von ihr verursacht worden, sondern von einer anderen Person, die in der Nähe und sogar direkt vor ihr stand.

Ein Atemstoß! Nicht mehr! Und doch hatte er ausgereicht, denn Sendrine wusste, dass sie nicht mehr allein war.

Sie schrie! Sie drehte durch! Ihre Angst entlud sich in ihrem Innern, denn nach außen hin war kein Laut zu hören. All ihre alpträumhaften Vorstellungen hatten sich bewahrheitet. Es war kein Defekt in der Elektrik gewesen. Jemand hatte die Sicherungen bewusst außer Kraft gesetzt, und dieser Jemand hatte es nur getan, um an sie heranzukommen.

Er stand vor ihr. Er musste einfach vor ihr stehen, denn von dort hörte sie ein weiteres Geräusch, das dem ersten haargenau glich. Wieder dieser Atemstoß.

Wer immer dort stand und wartete, er hatte seinen Grund gehabt. Sie glaubte fest an einen Mann, und das Bild vom psychiatrischen Killer stieg wieder vor ihrem geistigen Auge hoch. Einer, der in Häuser hineinschlich, um Frauen zu vergewaltigen, die er anschließend dann tötete, weil er keine Zeugen haben wollte.

All das kam ihr zu Bewusstsein und verstärkte die Angst noch.

Von dem Unbekannten hörte sie nichts mehr. Er wartete ab, er wollte, dass sie ihm in die Arme lief.

Den Gefallen wollte sie ihm nicht tun. Aber welche Möglichkeit blieb? Wieder zurück?

Nein, das wäre Unsinn. In diesem Keller konnte sie dem

Fremden nicht entkommen.

Etwas passierte vor ihr. Sie hörte ein leises Schaben, fand jedoch nicht heraus, ob es von der Kleidung stammte oder von den Schuhsohlen des anderen. Sendrine wusste nur, dass etwas auf sie zukam, was sie nicht sehen konnte.

Der Geruch war plötzlich da. Sie mochte ihn nicht. Es roch nach feuchter Kleidung, aber auch nach einem Parfüm, dessen Duftmarke ihr ebenfalls missfiel.

Sendrine blieb stehen. Ihre Sinne waren angespannt.

Es konnte sein, dass sich in der Dunkelheit etwas bewegte, aber darauf hätte sie nicht gewettet. Es existierte wohl mehr in ihrer Vorstellungskraft.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?« Sendrine wunderte sich über sich selbst, weil sie es überhaupt geschafft hatte, eine Frage zu stellen.

»Ich will dich!«

Sie verkrampfte sich. Die eine Antwort hatte ihr ausgereicht. Der Kerl war ihretwegen gekommen. Es war kein Zufall gewesen, dass er das Haus betreten hatte. Ihretwegen. Es konnte sein, dass er sie schon in den letzten Tagen beobachtet und nur auf eine günstige Gelegenheit gelauert hatte, die jetzt eingetreten war.

Sie begann zu zittern. Der Mann entwickelte sich in ihrer Fantasie zu einem albtraumhaften Untier, das aus irgendeiner bösen und fremden Welt geflohen war. Die Kälte hatte sie wieder wie ein Schock erfasst und sie bewegungsunfähig gemacht.

Plötzlich war er bei ihr.

Sendrine spürte ihn. Sie merkte, wie sein Körper an ihrer linken Seite entlangstreifte, und bei dieser Berührung erschauerte sie.

Dann griff der Fremde zu.

Mit einem Arm umfasste er ihren Körper, zog ihn zurück, sodass Sendrine gegen den Fremden gepresst wurde, und vor

ihrem Gesicht bewegte sich die zweite Hand.

Einen Moment später lag etwas Kaltes an ihrer Kehle. Sendrine wusste sofort, dass es die Klinge eines Messers war...

Sheila Conolly trat aus dem Haus und in den Garten hinein. Sie brachte ein Tablett mit, auf dem neben einer frischen Flasche Rosé auch zwei Windlichter standen. Es waren tulpenartige Glasgefäße, in deren unteren Dritteln sich feiner Sand befand. Auf ihm standen die beiden Kerzen, um deren Dochte die Flammen tanzten.

Shao, Suko und Bill saßen im Garten um einen geräumigen Holztisch herum. Wer eben konnte, blieb bei diesem fröhlichen Wetter nicht im Haus, sondern ging nach draußen, um die frische Luft richtig zu genießen. Das war bei den Conollys auch nicht anders. Sie hatten auch gegessen, denn Sheila machte mit ihrer selbst gebackenen und sehr gut belegten Pizza den Gästen immer wieder eine Freude.

Der Wein war für sie und ihren Mann. Shao und Suko hielten sich an Wasser, hatten aber auch Tee getrunken. Ein herrlicher Abend neigte sich dem Ende entgegen, und allmählich senkte sich die Sonne auch dem westlichen Horizont zu.

Sheila hatte die Teller vom Tisch weggeräumt. Sie stellte das Tablett ab und verteilte die beiden Windlichter. Beobachtet wurde sie dabei von ihren Gästen, die zwar lächelten, deren Lächeln jedoch nicht echt, sondern mehr gezwungen war.

»Danke«, sagte Bill, griff zur Weinflasche und schenkte in die beiden Gläser ein. Die Flasche stellte er in den durchsichtigen Kühler am Rand des Tisches und hob sein Glas an.

»Trotzdem, Freunde, wir sollten darauf trinken, dass es uns und auch John noch gibt.«

Das taten sie. Aber Sheila sagte, als sie das Glas wieder zurück auf den Tisch stellten: »Uns gibt es noch, nur leider den

Abbe nicht mehr.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht begreifen, dass er nicht mehr lebt. Man hat ihn getötet. Man hat ihm brutal das Genick gebrochen.« Sie schauderte zusammen und schaute durch eine Lücke in den Garten hinein, der sich durch den Anbruch der Dunkelheit veränderte, weil seine Konturen verschwammen. Die Schatten flossen in ihn hinein, als wären dunkle Geister aus einer anderen Welt dabei, die Herrschaft zu übernehmen.

Bill hatte die Gartenbeleuchtung eingeschaltet. Lampen strahlten ein weiches Licht aus. Es verteilte sich über das Blattwerk der Sträucher und gab ihm einen goldenen Glanz, als wäre dies ein verwunschener Flecken Erde, aus dem plötzlich die Figuren zahlreicher Märchen entsteigen würden.

»Wir haben nichts für ihn tun können«, sagte Suko.

»Das weiß ich ja«, gab Shao flüsternd zurück. »Aber es ist trotzdem schrecklich.«

Bill Conolly trank einen Schluck Wein. Er war auf Suko und John sauer gewesen, weil sie ihn nicht darüber informiert hatten, dass Vincent van Akkeren, der Grusel-Star, es geschafft hatte, seinen Platz in der Hölle zu verlassen.

Van Akkeren hasste die Templer. Zumindest diejenigen, die ihm nicht auf seinem Weg folgten. Er selbst hatte sich immer an die Spitze setzen wollen, denn er sah sich nicht nur als einen Menschen an, sondern als die Reinkarnation des Dämons Baphomet. Es stimmte auch, denn in ihm steckten der Mensch und der Dämon.

Suko hatte es nicht geschafft, ihn zu stoppen, und John war es ebenfalls nicht gelungen. Dass John überhaupt noch lebte, war für Bill Conolly ein kleines Wunder, denn die andere Seite hatte es geschafft, John zu entwaffnen und in die Vampirwelt des Dracula II zu verschleppen, der sich mit van Akkeren verbündet hatte.

Hinzu kam noch eine dritte Kraft. Ebenfalls eine Vampirin. Eine blonde Sexbombe mit einer irren Gier nach Blut. Sie hörte

auf den Namen Justine Cavallo und bildete den dritten Teil des Trios.

»Wann können wir John zurückerwarten?«, fragte er.

Suko runzelte die Stirn. »Es war klar, dass er noch die Beerdigung des Abbe abwarten will. Bloch war ein Freund. Es ist seine Christenpflicht, so lange zu bleiben, bis der Abbe seine letzte Ruhestätte gefunden hat.«

»Und wann wird das sein?«, fragte Sheila.

»Spätestens in zwei Tagen.« »Fliegst du hin?«

»Ja, morgen. Ich werde John dann auch seine Waffen zurückgeben. Jeder von uns kann sich wohl vorstellen, wie er sich fühlt. Wir müssen davon ausgehen, dass van Akkeren nicht aufgeben wird. Er hat erst einen Teilsieg errungen. Sein Ziel ist es, die Templer zu vernichten, die nicht auf der Seite des Baphomet stehen und ihm nicht dienen. Da kommt auf unsere Freunde in Alet-les-Bains noch einiges zu.«

Bill Conolly senkte den Kopf und schaute auf das Glas, in dem der Wein aussah wie verdünntes Blut. »Der Abbe lebt nicht mehr«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich kann mir vorstellen, dass die Gruppe der Templer nicht führungslos sein wird. Hast du schon eine Idee, wer die Leitung übernehmen wird?«

»Nicht nur eine Idee«, erwiderte Suko. »Ich habe mit John gesprochen und weiß, dass der Abbe kurz vor seinem Tod den Nachfolger bestimmt hat. Es ist Godwin de Salier.«

Der Reporter nickte. »Da hat er eine gute Wahl getroffen. Godwin ist trotz seiner noch jungen Jahre ein sehr guter Mann. Der wird es schaffen.«

»Das hoffe ich auch.«

»Ist er denn von den übrigen Templern akzeptiert worden?«, erkundigte sich Sheila.

»Das nehme ich an.«

»Er hat seinen Tod geahnt«, sagte Shao leise, die in der letzten Zeit geschwiegen hatte. »Er wusste es, und er wusste, dass er seinem Schicksal nicht entgehen konnte.«

»Das sagst du«, rief Bill. »Um so erstaunlicher ist es, dass er nichts dagegen unternommen hat. Er muss doch gewusst haben, an wen er sich halten konnte. Er tat es nicht. Das ärgert mich und macht mich zugleich traurig. Es kommt mir im Nachhinein vor, als hätte er seine Freunde hier vergessen.«

»Bill, es ist Schicksal gewesen!«

»Was meinst du damit?«

Shao zuckte mit den Schultern. »Es gibt keinen Menschen in der Welt, der seinem Schicksal entgehen kann. Da brauche ich noch nicht mal zu philosophieren, das ist einfach so. Mit der Stunde der Geburt ist auch die Stunde unseres Todes vorgezeichnet.« Sie schaute mit ihren dunklen Augen in die Runde. »Das ist bei uns auch nicht anders, obwohl wir es gern verdrängen.«

Niemand konnte widersprechen. Sheila sah, wie sehr sich ihr Mann noch ärgerte und legte seine Hand auf seinen Arm. »Es ist vorbei, Bill. Wir müssen es akzeptieren.«

Über ihre Köpfe flog ein dunkler Vogel hinweg, der sich seinen Platz auf einem Baum suchte und dort sitzen blieb. Sein Flügelschlag hatte sich angehört wie ein schnell vorbeihuschender Geist, der irgendeine Zustimmung signalisieren wollte.

»Hat John denn etwas mehr erfahren?«, wandte sich Bill an seinen Freund Suko.

»Worüber?«

»Über die Templer.«

»Nein, das hat er wohl nicht. Er hat mir zumindest nichts davon gesagt.«

»Und wie soll die Beerdigung ablaufen?«

»Ich weiß es nicht genau, Bill. Jedenfalls nicht im großen Kreis. Es wird eine Trauermesse in der Kapelle gehalten. Wo der Abbe sein Grab finden wird, kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Ich könnte mir vorstellen, dass man ihn nicht auf dem offiziellen Friedhof beisetzt, sondern eine andere

Lösung findet.«

»Vielleicht sogar in der Kathedrale der Angst!«

»Nein, Bill, das nicht. Dort steht zwar ein leerer Steinsarg, aber irgendwie ist dieser Ort auch verflucht, seit *er* von dem silbernen Skelett des Hector de Valois verlassen wurde. Ich bezweifle, dass man ihn dort beisetzt.«

»Der Klostergarten wäre auch eine Möglichkeit«, meinte Sheila.

»Stimmt. Dann hätten sie ihn in ihrer Nähe. Aber das müssen wir ihnen überlassen. Außerdem, so habe ich von John gehört, möchten die Templer kein Aufsehen. Es wird offiziell nicht bekannt gegeben werden, dass der Abbe verstorben ist. Die Templer leben zwar in Alet-les-Bains, trotzdem ist das Kloster eine Welt für sich, an der die wenigsten Bewohner teilhaben.«

»Es wird also kaum jemand etwas merken!«, stellte Bill fest.

»Das meine ich auch.«

»Und wie denkt man allgemein darüber?«, fragte Bill.

»Was meinst du?«

»Nun ja, du hast mit John gesprochen. Man wird sich bei den Templern durchaus Gedanken gemacht haben, wie es in der Zukunft weitergeht. Nichts gegen Godwin de Salier, aber so einfach ist ein Mann wie der Abbe nicht zu ersetzen.«

»Da muss ich dir Recht geben.« Suko hob die Schultern.
»Auch wenn ich mit John einige Male telefoniert habe, über konkrete Dinge haben wir nicht gesprochen. Das war auch nicht möglich, denn es gibt keinerlei Hinweise, wie es in der Zukunft genau weitergeht. Es steht nur fest, dass van Akkeren existiert und dass er nicht aufgibt. Doch Einzelheiten kann niemand wissen.«

»Schade.«

»Hör auf, Bill«, mischte sich Sheila ein. »Es ist nicht unsere Sache, was in Südfrankreich passiert. Du hast auch gehört, dass die Templer unter sich bleiben möchten, und das sollten wir akzeptieren. Es reicht, wenn Suko zur Beerdigung fährt. Wir

werden uns da zurückhalten.«

»Augenblick. Davon habe ich auch nicht gesprochen.«

Sheila lächelte honigsüß. »Du hast aber mit dem Gedanken gespielt, wie ich dich kenne.«

»Das ist richtig.«

»Eben. Außerdem will man den Abbe im kleinen Kreis begraben. Ich denke schon, dass wir dort fehl am Platze sind. Hätte man uns gebeten, wären wir gekommen.«

Bill lächelte. »Gut, dass ich dich kenne, Sheila. Aber keine Sorge, wir bleiben hier.« Er trank einen Schluck Wein und setzte seinen Monolog fort. »Obwohl wir davon ausgehen können, dass wir nicht außen vor bleiben. Van Akkeren kennt uns. Er weiß, auf welcher Seite wir stehen. Er weiß, dass wir seine Feinde sind. Und er hat Zeit genug gehabt, sich neue Pläne auszudenken. Ich kann mir vorstellen, dass wir darin auch eine Rolle spielen, und wenn es nur über seinen Verbündeten, Dracula II, ist. Das lässt auf einiges schließen.«

»Genau das macht mir auch Sorgen«, sagte Suko. »Die Verbindungen sind geknüpft. Leider haben beide die gemeinsamen Feinde, zu denen wir auch zählen.« Er schaute Sheila an. »Du wirst dich nicht zurücklehnen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen können.«

»Das hatte ich auch nicht vor«, erklärte sie. »Aber ich bin eben nicht so abgebrüht. Es ist schon zuviel passiert, und ich möchte endlich mal Ruhe haben.«

»Die wirst du nicht bekommen«, sagte Shao.

»Ich weiß«, seufzte Sheila.

»Es ist eben dein Schicksal. Man kann ihm nicht enttrinnen. Es fing damals schon mit dem Tod deines Vaters an, und es ging weiter, nachdem du Bill geheiratet hast. Ich habe einen ähnlichen Weg hinter mir. Suko und ich wissen, dass wir kein normales Leben führen können. Es ist immer wie ein Tanz auf der Rasierklinge. Hört sich zwar übertrieben an, kommt der Wahrheit aber nahe.«

Sheila griff zum Weinglas. »Ich beschwere mich auch nicht.« Sie trank noch nicht, schaute nur in das Glas hinein. »Es ist alles so plötzlich gekommen. Die Rückkehr des Grusel-Stars, seine Verbindung zu Mallmann, dann der Tod des Templer-Führers, das hat mich schon mitgenommen und mich auch sehr nachdenklich gemacht.«

»Kann ich wirklich nachvollziehen«, sagte Shao.

Sheila hob das Glas an. »Egal, was auch geschieht, wir wollen die Hoffnung nie aufgeben. Lasst uns darauf trinken, dass John es geschafft hat, und lasst uns auch darauf trinken, dass wir in der Zukunft noch oft zusammensitzen können.«

»Ein guter Vorschlag«, sagte Bill und nahm ebenfalls sein Weinglas.

Sie stießen an. Shao und Suko mit Wasser, aber das machte nichts. Das helle Klingen, das dabei durch den Garten wehte, klang wie eine schöne Melodie, die sie auf dem Weg in die Zukunft begleiten sollte.

Sie lächelten, waren jedoch nicht fröhlich. Nachdem jeder sein Glas wieder abgesetzt hatte, bekam die Stille wieder eine Chance, sich im Garten auszubreiten.

Jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach, die sich sicherlich um das gleiche Thema drehten.

Bill hatte den Kopf zurückgelegt und schaute zum Himmel. Es war Mitte Juni. Die Sonne würde bald am höchsten stehen, und schon jetzt waren die Tage sehr lang. Nach diesem von der Sonne verwöhnten Tag wurde der Himmel nicht richtig dunkel, er sah aus wie eine matt angestrichene Platte, die weder einen Anfang noch ein Ende hatte.

»Wichtig ist jetzt John«, sagte Bill, der gedanklich von seinem Freund nicht wegkam.

»Wie meinst du das genau?«, fragte Suko.

»Das will ich dir sagen. Bisher haben wir alles nur aus zweiter Hand gehört.

Es wäre gut, wenn ich mit ihm selbst sprechen könnte. Ir-

gendwie will ich ihm auch gratulieren, weil er es geschafft hat.
Aber ...«

»Kein Aber, Bill.«

»Wieso?«

»Du kannst ihn sprechen.«

»Wann?«

Suko schaute auf die Uhr. »Es ist gleich zweiundzwanzig Uhr dreißig. Ich habe ausgemacht, dass er sich meldet.«

»Warum wir nicht?«

»Es gab im Kloster ein Problem. Die Energieversorgung ist lahm gelegt worden. Und sein Handy hat John leider auch verloren. Er stand wirklich ziemlich allein.«

Bill setzte sich kerzengerade hin. »Dann bin ich gespannt, ob die Templer alles repariert haben.«

»Bestimmt. Und wenn nicht, wird John auch eine Telefonzelle gefunden haben.«

»Ist zu hoffen.« Bill trank sein Glas leer und schenkte Wein nach. Er lächelte Sheila zu, die zurückzwinkerte, und dann warteten sie gespannt auf die Uhrzeit.

Eine Minute kann lang werden, das merkten die Vier, und es vergingen weitere drei Minuten, bis sich Sukos Handy meldete.

»Wetten, dass es John ist?«

»Abwarten«, sagte Sheila.

Es war John Sinclair. Suko brauchte dessen Namen erst gar nicht auszusprechen. Die anderen sahen, dass sich seine Lippen zu einem Lächeln verzogen.

»Dir geht es gut?«

Er hielt das Handy etwas vom Ohr ab. Die Drei beugten sich zu ihm hin, um die Antwort zu verstehen.

»Nachdem was hier alles passiert ist, darf ich mich nicht beschweren, Suko.«

»Wir sitzen bei Bill und Sheila. Du kannst dir vorstellen, worüber wir reden.«

»Ist schon klar.«

»Weißt du inzwischen, wann die Beerdigung des Abbe stattfinden wird?«

»Morgen Abend.«

»Dann schaffe ich es noch.«

»Bitte, Suko, komm allein. Die Templer möchten kein Aufhebens von der Sache machen.«

»Das hatten wir uns schon gedacht. Aber hier möchten dich noch einige andere Personen sprechen, alter Tiger.«

»Gib sie mir.«

Bill schnickte schon mit den Fingern und atmete auf, als er das Handy gereicht bekam.

»Was hört man da nur für Sachen von dir, Alter? Ist ja schlimm. Du raubst uns fast den Schlaf.«

Sinclair lachte. »Das ist vorbei, Bill. Du kannst wieder schlafen. Außerdem bringt mir Suko morgen meine Waffen mit. Dann fühle ich mich wieder super.«

»Um weiterzumachen.«

»Was denkst du denn?«

»Hat sich van Akkeren schon gemeldet? Oder hast du etwas von ihm gehört?«

»Nein, das habe ich nicht, und das haben auch die Templer nicht. Momentan verhält er sich ruhig, was aber kein Omen für die Zukunft sein muss, das weißt du selbst.«

»Ist mir klar, John. Wir sind nur alle froh, dass du wieder so gut wie an Bord bist. Ach, laut Wetterbericht bekommen wir jetzt wunderbare Tage. Du kannst dich schon auf eine tolle Party gefasst machen, die wir bei uns im Garten feiern werden. Aber alle, das sage ich dir. Selbst Sir James muss kommen.«

»Wann?«

»Am nächsten Wochenende.« »Bis dahin bin ich da.«

»Okay, und halte die Ohren steif, alter Junge. Es gibt tatsächlich noch Menschen, die dich vermissen. Ob du es glaubst oder nicht.«

»Hör auf, das ist...«

»John, ich gebe dir jetzt Sheila. Sie wird dir das sicherlich bestätigen.«

Das tat Sheila auch. Danach sprach Suko noch mit seinem Freund, um einige Einzelheiten wegen des morgigen Tages zu klären. Anschließend steckte er das Handy wieder weg, warf einen Blick in die Runde und fragte: »Zufrieden?«

Sheila und Shao waren es, nur Bill schüttelte den Kopf und presste dabei die Lippen zusammen. »Ich weiß nicht, aber ich werde erst aufatmen, wenn wir hier zusammensitzen. Das ist mir alles zu glatt gegangen, versteht ihr?«

»Nicht unbedingt«, sagte Shao.

Bill zuckte die Achseln. »Erst dieser Horror, den John erlebt hat, und plötzlich ist alles wieder so wie früher?« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, irgendwie traue ich dem Braten nicht.«

»Dann sollten wir darauf trinken, dass alles glücklich über die Bühne geht«, schlug Sheila vor. »Es gibt schlimme Dinge im Leben, und ich meine, dass es mit zu den schlimmsten Dingen gehört, wenn Menschen ihren Optimismus verlieren.«

Da gab man ihr Recht.

Und wieder wehte der Klang der Gläser durch den Garten, als wollte er eine frohe Kunde verbreiten ...

Kalt wie der Tod!

Es war ein Unding, dass Sendrine dieser Vergleich in den Sinn kam, aber so war es nun mal, und sie konnte sich gegen diesen Vergleich auch nicht wehren.

Die Klinge berührte nicht mit der scharfen Schneide ihren Hals. Der Fremde hatte sie gedreht, und so lag die flache Klinge auf ihrer Haut wie ein langes Eisstück.

Der Griff war so schnell aus dem Dunkel hervorgekommen, dass es Sendrine unmöglich war, sich zu bewegen. Der andere

Arm lag schräg über ihrem Körper wie ein Stück Eisen. Er drückte ihre Brüste zusammen und nahm ihr auch einen Teil der Luft, aber das Messer am Hals war viel schlimmer.

Der Unbekannte ließ einige Sekunden verstreichen, damit sich Sendrine an ihren neuen Zustand gewöhnen konnte. Erst dann sprach er sie an und flüsterte die Worte in ihr Ohr.

»Weißt du, wer ich bin?«

Sendrine wusste es nicht. Sie hätte es ihm gern gesagt, doch sie war gar nicht in der Lage, auch nur ein Wort hervorzubringen. Und zu nicken traute sie sich erst recht nicht.

»Ich bin bewusst zu dir gekommen, Sendrine. Es ist kein Zufall, verstehst du?«

Sie schwieg wieder.

Der Kerl hinter ihr lachte. »Du hast Angst vor dem Messer, wie?«, fragte er.

»Ja!«

Das Wort war kaum zu hören gewesen, aber der Andere hatte es trotzdem verstanden.

»Das ist gut, das ist sogar menschlich. Es wäre auch völlig falsch, wenn du keine Angst vor der Waffe hättest. Du kannst es dir sogar aussuchen, Sendrine. Du brauchst nicht unbedingt Furcht zu haben, es kommt einzig und allein auf dich an. Verstehst du?«

»Was wollen Sie?«

»Dich!«

Sendrine schloss die Augen. Obwohl sich das Messer ein wenig von ihrer Kehle entfernt hatte und sie den Stahl nicht mehr unmittelbar auf ihrer Haut spürte, war die Angst geblieben. Sie hatte sich sogar noch verstärkt, denn wieder schossen ihr bestimmte Bilder durch den Kopf. Sie sah sich auf dem Boden liegen, bedroht durch die Klinge und vergewaltigt. Etwas anderes kam ihr nicht in den Sinn. Zu viel hatte sie über diese schrecklichen Szenen gesehen und auch gehört.

»Und wie geht es weiter?«

»Das werde ich dir zeigen.«

»Was soll ich denn tun?«

»Wir werden jetzt in deine Wohnung gehen. Dort sehen wir dann weiter.«

Die Angst nahm zu. Sie hatte es sich gedacht. In die Wohnung gehen, wo sie mit dem Mann allein war. Wo er dann seine verdammten Vorsätze in die Tat umsetzen konnte und ihr nicht den Hauch einer Chance ließ.

»Ich höre nichts!«

Sendrine schluckte. »Ja, das ist mir jetzt klar. Ich ... ich ... werde mit Ihnen gehen.«

»Wunderbar. Und noch etwas als Vorwarnung, Süße. Auch wenn wir uns in deinen Räumen aufhalten, wo es keine Dunkelheit gibt, musst du nicht glauben, dass du mir entweichen kannst. Ich habe dich in meine Pläne einbezogen und muss dir sagen, dass du dort eine ganz besondere Rolle spielst. Ist das klar genug?«

»Ich glaube schon.«

»Du hast nichts zu glauben, sondern zu wissen.«

»Klar«, flüsterte sie, »ist schon klar. Sie können sich auf mich verlassen.«

»Das würde ich dir auch raten.«

Sendrine atmete etwas auf. Es ging ihr nicht gut, aber sie wusste genau, dass sie noch nicht tot war. Sie lebte, und allein darauf kam es ihr an. Der dunkle Vorhang des Todes hatte sich wieder einen Spalt breit geöffnet, und jetzt hoffte sie inständig, dass er sich nicht wieder schloss.

Sie verfolgte genau den Weg der Klinge, die an ihrem Körper entlang nach unten glitt. Dabei ihre Brüste ebenso streichelte wie den Bauch und schließlich in Höhe der Hüfte nach rechts abtauchte und sie dann nicht mehr berührte.

Der Mann drehte sie herum. »Du kennst doch den Weg nach oben. Bleib immer brav vor mir, dann geschieht dir nichts. Solltest du einen Fluchtversuch wagen, steche ich dich ab. Du

bist zwar wichtig für mich, aber so wichtig auch nicht.«

»Ich habe verstanden.«

»Sehr gut.«

Sendrine nahm all ihren Mut zusammen. »Darf ich Sie fragen, wer Sie sind?«

Sie hörte ein scharfes Lachen vor der Antwort. »Es kann sein, dass ich dein Schicksal bin, Sendrine ...

Der Mann, der sich als ihr Schicksal bezeichnet hatte, war wie ein Schatten gewesen, der dicht an ihrem Körper klebte. Er hatte ihr nicht die Chance zur Flucht gelassen, und so waren sie aus dem Keller hinein in den Flur mit seinen gefliesten Wänden gestiegen, der Sendrine viel heller vorkam als sonst. Nach der Dunkelheit musste sie einige Male zwinkern, bevor sich die Augen an die Umgebung gewöhnt hatten. Das war der Fall, als sie die Wohnungstür aufschloss. Den Schlüssel hatte sie am Rand ihrer engen Hose befestigt gehabt.

Ihre Wohnung lag Parterre. Sie bestand praktisch nur aus einem großen Raum, der als Schlaf- und Wohnzimmer diente. Im winzigen Flur, gab es noch eine zweite Tür, hinter der das kleine Bad lag.

Die Küche war vom größeren Raum abgeteilt, aber auch dort konnte man sich kaum drehen.

Dafür reichten im großen Raum die schmalen Fenster bis hin zum Boden. Rollos waren nach unten gelassen worden und bedeckten die Scheiben bis zur Hälfte.

Sendrine hatte ihre Wohnung modern eingerichtet. Sie liebte helle Möbel und hatte sich deshalb für Kiefer entschieden. Die Sitzflächen der Couch und des einen Sessels waren mit gelbem Stoff bezogen worden. Als Kontrastfarbe lag ein blaugrauer Teppich unter der Sitzecke. Blumen, Bilder und andere Kleinigkeiten gehörten ebenso zur Einrichtung wie der Fernseher in

der Ecke und die Hi-Fi-Anlage.

All das liebte und mochte sie, aber jetzt, als der Mann sie in die Wohnung hineingedrückt hatte, verschwamm alles vor ihren Augen. Sie konnte nicht normal gehen, schlich auf die Sitzgarnitur zu und war froh, sich setzen zu können.

Der Mann hatte nichts dagegen. Bisher hatte er sich immer hinter ihrem Rücken aufgehalten, um die Kontrolle über sie zu haben. Als Sendrine saß, änderte sich das. Er ging um den Sessel herum, stand dann vor ihr, setzte sich aber noch nicht. Er wollte der jungen Frau bewusst die Zeit einräumen, ihn genauer zu betrachten.

Sendrine hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, wie ihr Vergewaltiger aussehen könnte. Sie saß verkrampft im Sessel, die Beine fest gegeneinander gedrückt. Sie wagte nicht einmal, den Blick zu heben. Ein kurzes Hinschauen hatte ihr gereicht. Danach hatte sie den Kopf wieder gesenkt.

Das gefiel dem Mann nicht. »Was ist?«, fragte er. »Willst du mich nicht anschauen?«

»Warum?«

»Weil ich es will.«

Der Tonfall hatte keinen Widerspruch geduldet. Sendrine wollte nicht, dass sich die Lage noch mehr zuspitzte, deshalb hob sie den Blick und sah in das Gesicht des Mannes.

Er stand vor ihr wie der Sieger!

Typisch Macho!, schoss es Sendrine durch den Kopf. Dann kam ihr in den Sinn, dass der Vergleich nicht stimmte. Dieser Kerl war kein Macho im eigentlichen Sinn. Er hatte etwas anderes mit ihr vor, das las sie in seinem Gesicht ab, in dem sich nichts bewegte.

Er war nicht alt, er war nicht jung. Er wirkte irgendwie alterslos mit seinen dunklen Haaren, durch die graue Strähnen wie kleine Bäche liefen. Sein Gesicht war vom Leben gezeichnet. Das nicht im negativen Sinn, sondern durchaus positiv gemeint. Die Jahre hatten Spuren hinterlassen, ohne dass es direkt

alt wirkte. Eine hohe Stirn, eine sehr hohe sogar, eine kräftige Nase, ein kompaktes Kinn und darüber ein kräftiger Mund mit breiten Lippen.

Sah so ein Vergewaltiger aus?

Sendrine hatte keine Ahnung. Sie erinnerte sich auch nicht an irgendwelche Fahndungsfotos, die sie irgendwo in Zeitungen gesehen hatte, sie spürte nur, dass sie beim Anblick des Mannes eine Gänsehaut bekam. Das mochte auch an den Augen liegen, deren Pupillen grau und leblos wirkten. Er trug einen dunklen Anzug, bei dem das Jackett schmal geschnitten und recht hoch zugeknöpft worden war. Seine Hände waren mit kräftigen Fingern versehen, ohne jedoch plump zu wirken. Auf den Fingern wuchsen winzige Härchen, die wie Flaum aussahen.« »Genug gesehen?« »Klar.«

»Sehr schön, Sendrine. Dann können wir ja zur Sache kommen.«

Der letzte Satz traf sie wie ein Stich. Er hatte etwas Endgültiges an sich, beinhaltete zugleich aber auch einen Anfang, und wieder dachte sie an die Vergewaltigung. Ihre Gedankenfetzen flogen wie irre durch den Kopf, und im Körper hatte sich die Angst in einen schleimigen Aal verwandelt, der immer höher stieg und sehr bald die Kehle erreicht haben würde.

Sendrine suchte nach einem Ausweg. Sie musste ihn hinhalten, etwas fragen, ihm einen Drink mixen und was auch immer. Eine Frage konnte sie stellen, und die sprach sie noch sehr rau aus.

»Wer sind Sie?«

Er lächelte, was ihn nicht mal unsympathisch machte. Nur bieb das Lächeln auf die untere Gesichtshälfte beschränkt, denn in den Augen malte sich nichts ab. Sie blieben nach wie vor kalt.

»Haben Sie keinen Namen?«

»Doch!«

Sendrine schluckte. »Wollen Sie ihn mir nicht sagen?«

»Gern. Ich heiße Vincent - Vincent van Akkeren.«

Er hatte in einem recht lockeren Tonfall geantwortet, über den sich Sendrine wunderte. Dieser Typ schien wirklich entspannt zu sein, aber sie gab zugleich zu, dass sie mit dem Namen an sich nichts anfangen konnte, denn sie hatte ihn nie zuvor gehört.

Er ließ sich in den Sessel gegenüber fallen. Erst jetzt fiel Sendrine richtig auf, dass er das Messer mit der langen Klinge nicht mehr in der Hand hielt. Er hatte es weggesteckt und verschränkte locker die Arme vor der Brust.

Verhielt sich so ein Vergewaltiger?

Auch wenn Sendrine zum Glück damit noch keine Erfahrung gemacht hatte, konnte sie sich nicht vorstellen, dass diese Typen so locker waren. Die standen zumeist unter Stress, weil sie sich davor fürchteten, entdeckt zu werden.

Ihre Furcht ließ allmählich etwas nach. Und dazu passte auch van Akkerens Frage.

»Bist du meinerwegen überrascht?«

Sie war ehrlich und nickte. »Ja, das bin ich irgendwie schon. Ich bin überrascht.«

»Warum? Was hast du erwartet?«

Es war Sendrine peinlich, darüber zu reden. Sie schaute deshalb auch zur Seite, als sie mühsam ihre Antwort formulierte und dabei eine Fliege beobachtete, die über den Teppich lief. »Was soll man schon von einer derartigen Situation erwarten können? Was Männer mit Frauen leider zu oft noch machen.« Sie hatte es indirekt ausgesprochen und war darüber sehr froh.

Van Akkerens Lachen störte sie schon. Es klang hmisch und zugleich hinterhältig. »Du hast nicht falsch gedacht, Sendrine, und es hätte mir auch sicherlich gefallen, aber ich habe andere Pläne mit dir, und ich sage dir schon jetzt, dass du alles tun wirst, was ich befehle. Du bekommst von mir einen Auftrag, den du heute durchführen wirst. Heute Abend. Ich weiß, dass du dir freigenommen hast und nicht in den Kindergarten

brauchst. Zufall oder günstiges Schicksal - ich weiß es nicht genau. Aber es kommt mir gelegen.«

Sendrine hatte alles gehört, aber nicht viel begriffen. »Tut mir Leid, wenn ich nicht...«

»Es ist ganz einfach.«

»Nicht für mich.«

»Ich werde es dir erklären. Es hängt unmittelbar mit dir und besonders mit deinem Namen zusammen.

»Sie meinen Sendrine?«

»Nein, den Nachnamen.«

Sie sagte nichts. Hob nur die Schultern und flüsterte nach einer Weile: »Aber der ist nichts Besonderes.«

»Für mich schon«, sagte er und schaute sie direkt an. »Vor allen Dingen dann, wenn man Bloch heißt...«

Sendrine sagte nichts. Ihr kam in den Kopf, leise zu lachen, aber sie hütete sich davor, denn sie erkannte sehr deutlich, wie ernst es dem Mann war.

»Ja«, gab sie zu, »ich heiße Sendrine Bloch.«

»Das war mir klar.«

Sie schluckte. »Was ist daran so schlimm?«, fragte sie leise. »Ich habe nie unter dem Namen gelitten.« .

»Ist mir klar. Er ist auch normal.« Van Akkeren schlug ein Bein über das andere. »Allerdings nicht für mich.« Er begann wieder zu lächeln, wobei seine nächsten Worte diesen Ausdruck ad absurdum stellten. »Ich habe es gelernt, den Namen zu hassen.«

Sendrine erbleichte. Wieder fing sie an zu schwitzen. Erneut spürte sie den Druck, unter dem sie so litt, und als sie sprach, klang ihre Stimme wie die einer Fremden. »Aber ich habe Ihnen nie etwas getan ...«

Er nickte lässig. »Es geht auch nicht um dich, noch nicht,

sondern um einen Mann, der den gleichen Namen trägt wie du.«

»Um meinen Vater? Der lebt nicht in Frankreich und ...«

»Nicht um ihn. Vergiss deine unmittelbaren Verwandten. Es ist der Abbe Bloch.«

Jetzt war es heraus, und Sendrine kam sich wieder unwissend vor. Beim ersten Nachdenken wusste sie nicht, was sie mit dem Namen anfangen sollte. Bloch hieß sie auch, doch einen Abbe Bloch kannte sie beim besten Willen nicht.

»Tut mir Leid. Auch wenn Sie es mir nicht abnehmen, aber ich kenne keinen Abbe Bloch.«

»Tatsächlich nicht?«, flüsterte van Akkeren und legte die Stirn in Falten.

»Ich schwöre. Sie müssen sich irren. Es ist eine fatale Namensgleichheit.« Sie war sicher, dass sie den Mann nicht angelogen hatte.

Van Akkeren gab seine lässige Haltung auf. »Es ist schon seltsam, wenn man die eigene Verwandtschaft nicht kennt.«

»Verwandtschaft?«, fragte sie flüsternd. »Das ... das glaube ich einfach nicht. Das ist mir unbekannt.«

»Der Abbe war dein Onkel.«

Die Antwort hatte Sendrine sprachlos werden lassen. In ihrem Kopf überstürzten sich die Gedanken und Mutmaßungen. Wollte van Akkeren sie reinlegen? Stimmte es? Stimmte es nicht? War dieser Abbe tatsächlich ihr Onkel? Wenn ja, warum hatte sie dann nichts davon gewusst? Niemand hatte ihr etwas darüber gesagt.«

»Nun...?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte sie. »Mein Vater hat eigentlich nie über seine Verwandtschaft gesprochen ...«

»Und hat er nie einen Bruder erwähnt?«

Sendrine senkte den Kopf. Sie gab sich wirklich große Mühe, nachzudenken und forschte in der Vergangenheit nach.

Van Akkeren ließ sie in Ruhe. Er merkte genau, wenn jemand

ihm Theater vorspielen wollte. In diesem Fall war das nicht so. Sendrine gab sich echt Mühe, und deshalb wartete er auch ab, bis sie eine Antwort gefunden hatte.

»Ja«, gab sie mit leiser Stimme zu und strich dabei mit zwei Fingern mehrmals über ihre Stirn hinweg. »Da ist schon was gewesen, wenn ich mich recht erinnere. Damals, es liegt lange zurück. Da ... da ... bin ich noch ein Kind gewesen.«

»Und?«

Sendrine hob den Blick. Sie wollte van Akkeren jetzt anschauen, damit er sah, dass sie es ehrlich meinte. Das konnte er am Ausdruck ihrer Augen ablesen.

»Du hast dich erinnert?«

Sie nickte sehr langsam. »Nicht genau, aber ich glaube, dass da etwas gewesen ist.«

»Was genau?«

»Genau weiß ich das nicht.«

»Sag mir, was du weißt.«

Sendrine presste für einen Moment noch die Lippen zusammen. Sie musste sich fassen und wollte auch nichts Falsches sagen, denn sie war nicht darüber informiert, was van Akkeren schon wusste und ob er sie nicht auf die Probe stellen wollte.

»Ja, da war etwas«, flüsterte sie. »Ich erinnere mich. Aber nicht sehr deutlich. Ich bin noch ein Kind gewesen, als meine Eltern über einen Onkel sprachen, der allerdings einen anderen Weg gegangen ist als sie.«

»Welchen denn?«, erkundigte sich van Akkeren lauernd.

»Das kann ich nicht sagen. Meine Eltern waren damit aber nicht einverstanden. Jedenfalls hatten sie mit dem Bruder meines Vaters keinen Kontakt mehr. Dass er allerdings ein Priester geworden ist, habe ich nicht gewusst.«

Van Akkeren drehte fast durch. Beide Hände ballte er zu Fäusten und schlug damit gegen die Sessellehnen.«

»Priester!«, brüllte er Sendrine an. »Ich will dieses verdammte Wort nicht hören. Ich kann es nicht hören. Ich hasse Priester.

Sie gehören auf den Scheiterhaufen.« In seinem Gesicht zuckte es. Es erhielt eine rote Farbe, die immer mehr eindunkelte und bis ins Violette hineinging. An der Stirn beulte sich die Haut aus. Es hatte den Anschein, als würde sie wachsen oder etwas aus ihr hervordringen, aber die beiden Beulen zogen sich wieder zurück, und van Akkeren saß wieder normal vor ihr.

Sendrine war noch blasser geworden. Wie eine Tote, die man festgebunden hatte, saß sie in ihrem Sessel. Sie konnte den Wutausbruch des Mannes nicht begreifen, musste allerdings zugeben, dass der Begriff »Priester« diesen Ausbruch ausgelöst hatte.

Langsam nur kehrte wieder die normale Farbe in van Akkerens Gesicht zurück. Auch die Farbe der Augen normalisierte sich wieder, nur die Stimme blieb scharf, als er Sendrine ansprach.

»Eines sage ich dir! Sprich in meiner Gegenwart nie mehr von einem Priester!«

Sie nickte.

»Gut.« Er konnte wieder lächeln. »Kommen wir zurück zu deinem Onkel. Du hast also nichts mehr von ihm gehört?«

»Nein.«

»Dann weißt du auch nicht, was er in der Zwischenzeit alles getan und auf sich genommen hat?«

»Wir hatten ja keinen Kontakt mehr.«

Van Akkeren drückte sich in den Sessel zurück. Er legte eine Pause ein, um über die folgenden Worte nachdenken zu können. »Aber ich habe Kontakt gehabt. Mehr als mir lieb sein konnte. Unsere Wege sind so verschieden gewesen wie Feuer und Wasser. Ich habe unter ihm und seinen Freunden gelitten! Aber der Satan hatte ein Einsehen mit mir. Er erlöste mich von meinen Höllenqualen. Ich bin wieder da, und ich habe mich rächen können!«

Hinter seinen letzten Worten steckten so starke Emotionen, dass Sendrine zusammenschrak und sich in ihrem Sessel

verkrampfte. Wieder fiel ihr ein, dass van Akkeren in der Vergangenheitsform von ihrem Onkel gesprochen hatte.

»Ich kehrte zurück, und ich kannte nur die Rache. Ich hatte Zeit genug, mir einen Plan auszudenken. Das habe ich jetzt geschafft. Mein Plan steht nicht nur, ich habe ihn sogar bereits zur Hälfte erfüllt. Dein Onkel ist tot!«

Jetzt wusste Sendrine endgültig Bescheid. Obwohl er für sie ein Fremder gewesen war, erfüllte sie das Geständnis des Mannes mit Schauern, und sie hob die Schultern an wie jemand, der friert.

Van Akkerens Gesicht bekam einen lauernden Ausdruck, der zu seiner nächsten Frage passte. »Kannst du dir denken, wie er ums Leben gekommen ist, Sendrine?«

Das konnte sie und formulierte ihre Gedanken in Worte.

»Wurde er ermordet?«

»Ja.«

Sie fragte nicht mehr weiter. In dem einzigen Wort hatte all der Hass gelegen, zu dem van Akkeren fähig war.

Sie wusste jetzt, dass ihr ein Mörder gegenüber saß.

»Ich habe ihn umgebracht!«, gestand er noch. »Ich habe ihm das Genick gebrochen!«

Sendrine blieb stumm. Das Entsetzen hatte ihr wie ein unsichtbares Band die Kehle zugeschnürt. Sie hatte soeben ein Mordgeständnis gehört.

Das Genick gebrochen!

Sie fasste es nicht, aber die Angst blieb. Auch die Angst davor, dass ihr unter Umständen das Gleiche widerfahren konnte, wenn sie nicht Acht gab. Auf keinen Fall durfte sie den Mörder provozieren. Weder durch eine Handlung noch durch eine Tat.

»Hast du es gehört?«, flüsterte ihr van Akkeren zu. Seine

Stimme kam ihr vor wie durch einen dicken Filter geschwächt.

»Habe ich.«

In van Akkerens Augen schimmerte es. Jetzt machte es ihm richtig Spaß, die junge Frau zu beobachten, wie sie in ihrer Furcht vor ihm hockte. Er hob die Hände an und spreizte die Finger schon genüsslich. »Damit habe ich ihn getötet. Er hat es verdient, und ich habe mich darüber gefreut.«

»Über einen Mord?«, flüsterte Sendrine.

»Sicher.«

»Wie kann man sich darüber freuen?«

Vincent van Akkeren lachte gegen die Decke. »Wer so lange wie ich auf seine Rache gewartet hat, der freut sich eben darüber. Dafür habe ich existiert. Man hat mich daran hindern wollen, doch ich habe es geschafft. Selbst seine Freunde, die verdammt stark sind, konnten mich davon nicht abhalten. Aber damit ist mein Plan noch nicht beendet. Es geht weiter.«

Sendrine erwartete, dass er noch mehr sagen würde, aber das tat er nicht. Er schaute sie unverwandt an, und plötzlich hatte sie den Eindruck, dass sie in seinen weiteren Plänen eine große Rolle spielte, obwohl sie ihren Onkel wissentlich nicht gekannt hatte. Er war ein Phantom aus ihrer Kindheit gewesen.

Sie musste eine Frage stellen. »Warum blicken Sie mich so an?«

»Weil du für mich wichtig bist.«

»Ich?«

Er nickte. »Ja, du bist wichtig. Deshalb bin ich zu dir gekommen. Oder meinst du, ich hätte dich nur aus Spaß besucht, weil du eine so nette Person bist?«

Sendrine knetete ihre Hände und schüttelte den Kopf. »Nein«, brachte sie mühsam hervor. »Ich will nicht. Ich kann mich damit nicht abfinden. Ich habe auch keinen Kontakt zu meinem Onkel gehabt. Er hat für mich bis heute überhaupt nicht existiert. Das sollten Sie endlich begreifen. Sie haben sich die Falsche ausgesucht.«

»Ich irre mich nie!«

Der eine Satz traf sie hart. Natürlich, er hatte Recht. Ich bin naiv, dachte Sendrine. Er ist nicht gekommen, um nur ein Geständnis abzulegen.

Van Akkeren beobachtete die Frau. Er sah amüsiert aus. Als er seine Hände bewegte, zuckte sie zusammen. Bestimmt dachte sie daran, was er damit getan hatte.

»Wollen Sie noch jemanden umbringen?« Die Frage musste einfach heraus. Sie fürchtete sich selbst vor der Antwort und wartete trotzdem mit Spannung darauf.

Van Akkeren überlegte nicht lange. »Nein, ich werde keinen umbringen. Außerdem gefällt mir der Ausdruck >jemanden< nicht, denn er trifft auf keinen Fall zu. Wenn, dann musst du die Einzahl vergessen, denn das werden einige sein, die zur Hölle fahren. Gewissermaßen der Rest auf einen Schlag.«

Jedes Wort prägte sich bei Sendrine ein. Sie war kein dummer Mensch. Sie konnte logisch denken, aber hier versagte ihre Vorstellungskraft. Möglicherweise gab es bei ihr auch eine Sperre, die es ihr ermöglichte, dass sie an so etwas einfach nicht glauben konnte und wollte.

»Warum sagst du nichts?«

Sendrine schüttelte den Kopf.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?«, erkundigte sich van Akkeren amüsiert.

»Bitte, ich ...« Sie wusste wirklich nicht weiter und wollte es auch nicht, denn allmählich hatte sie den Eindruck, dass sie tatsächlich begriff, was in der nahen Zukunft als zweiter Teil des Racheplans ablaufen sollte.

Van Akkeren übernahm wieder das Wort. »Der Abbe ist erst der Anfang gewesen. Sozusagen die berühmte Spitze des Eisbergs. Für mich geht es weiter, denn ich lasse nicht von meinem Ziel ab. Ich bin wieder da, aus der Hölle zurück und habe jetzt die Chance, meinen Plan bis zum Ende durchzuziehen. Ich hasse die Templer. Ich habe nicht nur Bloch gehasst,

ich hasse auch diejenigen, die mit ihm zusammenlebten. Ich muss sie als Feinde ansehen, und jetzt liegt die Chance vor mir, sie alle auf einmal zu vernichten.«

Sendrine begriff die Erklärungen nicht. Zumindest nicht in allen Einzelheiten. Sie schaute zur Seite, weil sie den stechenden Blick nicht mehr ertragen konnte.

Ihr Onkel war tot. Sie wusste nichts über sein Leben. Erst durch van Akkeren waren Fragmente seines Daseins aus dem Dunkel hervorgeholt worden. Auch damit hatte sie ihre Probleme.

Sie wusste nur, dass Bloch ein besonderes Leben geführt hatte und er so etwas wie der Anführer einer Gruppe gewesen war.

Sie schärfte sich ein, nicht mehr so gefühlsmäßig zu handeln. Etwas cooler sein, sich nicht dem eigenen Schrecken hingeben. Mit relativ klarer Stimme fragte sie: »Es tut mir Leid, doch ich weiß noch immer nicht, wovon Sie genau reden.«

»Dabei ist es so einfach.«

»Für Sie vielleicht, nicht für mich. Ich weiß so gut wie nichts über meinen toten Onkel.«

»Er war ein Templer.«

»Na und?«

»Du kennst sie nicht?«

Sendrine schüttelte den Kopf. Damit log sie nicht einmal. Sie kannte die Templer tatsächlich nicht. Dieser Begriff war ihr so fremd wie einer aus der Computerbranche, die auch nicht ihr Fall war.

»Die Templer gab es schon im Mittelalter«, erklärte van Akkeren. »Sie haben an den Kreuzzügen teilgenommen, und sie sind eine mächtige Gruppe geworden. Sie haben in vielen Teilen der damals bekannten Welt ihre Spuren hinterlassen. Sie haben mitgeholfen, Jerusalem zu befreien und dabei auch an sich gedacht. Der Orden wurde reich. Er baute Burgen und Schlösser. Es gab nicht wenige seiner Brüder, die in Saus und

Braus lebten. Das gefiel der offiziellen Kirche nicht. Der Papst, in Verbindung mit weltlichen Herrschern, beschloss, den Orden aufzulösen und seine Mitglieder zu töten. Es kam zu furchtbaren Gräueltaten, und die Templer verloren nicht nur ihren Glauben an die Menschheit, sondern auch den an das höhere Wesen.« Van Akkeren grinste. »Das war dann die Stunde des Dämons Baphomet. Bei ihm sammelten sich die ausgestoßenen Templer. Er fing sie auf. Baphomet war der große Held. Unter seinem Schutz konnten sie fliehen, und so wurde eine neue Gruppe aufgebaut, die eben Baphomet diente. Leider gingen nicht alle den Weg. Es gab noch zu viele, die weiterhin so borniert waren und an die alten, edlen und hehren Ziele glaubten. Es kam wie es kommen musste. Beide Zweige bekämpften sich bis aufs Blut, und das ist über die Jahrhunderte so geblieben. Der große Anführer ist der Abbe Bloch gewesen, zumindest in der heutigen Zeit, und ich stehe auf der anderen Seite, denn ich bin der Führer der Baphomet-Templer. Ich bin Baphomet. Ich bin Mensch und zugleich Dämon. Ich habe den Weg zu ihm gefunden, und ich habe es geschafft, meine Niederlage zu verdauen. Die Hölle, in die mich meine Feinde geschickt hatten, wollte mich nicht mehr. Sie sandte mich zurück. Ich bin wieder da, und ich habe mit meiner Abrechnung begonnen. Ich jage jetzt die Templer, die vor langer Zeit von den anderen Orden verfolgt wurden, denn im Prinzip hat sich nichts verändert.«

Sendrine presste die Lippen zusammen. Über ihren Rücken rann wieder ein kalter Schauer. Sie begriff allmählich, dass dieser Mensch - falls er überhaupt einer war -, es auch schaffen würde, die anderen ebenso grausam zu ermorden wie ihren Onkel.

»Jetzt weißt du einiges«, sagte er, »und kannst deine Schlüsse daraus ziehen.«

»Ja«, sprach sie mit kaum hörbarer Stimme. »Das kann ich wirklich. Dann wollen Sie die Templer alle töten, die bei dem

Abbe geblieben sind und noch leben...«

»Sie müssen sterben.«

»Warum denn?«

»Begreifst du es immer noch nicht?«, fragte er kopfschüttelnd. »Auch wenn ihr Anführer nicht mehr lebt, so sehe ich sie doch als meine Feinde an. Und sie betrachten mich als ihren Feind. Sie werden nicht aufhören mich zu hassen und mich zu jagen. Dem muss ich so schnell wie möglich einen Riegel vorschieben.«

»Dann wird es viele Tote geben.«

»Genau.«

Es war zu sehen, wie sie erschauerte. Van Akkeren ließ sich Zeit. Es amüsierte ihn, ihr Verhalten zu beobachten, und sein Mund zog sich immer mehr zu einem abwartenden Lächeln in die Breite. Sendrine wusste nicht, wohin sie schauen sollte. Tunlichst vermied sie den Blickkontakt mit ihrem Gegenüber.

»Es ist nicht alles«, erklärte er. »Es geht noch weiter, meine kleine Freundin. Warum bin ich wohl hier?«

Sendrine reagierte nicht, denn auf diese Frage hatte sie gewartet. Wenn sie ehrlich war, fürchtete sie sich vor der Antwort. Durch normales Nachdenken hätte sie es vielleicht geschafft, einen Weg zu finden, aber das war unmöglich. Nichts lief mehr. Sie wollte auch nicht. Sie wünschte sich weit weg.

»Nun...?«

Sendrine hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich dachte, sie würden mich töten ...«

»Hätte ich locker getan«, erklärte er. »Das wäre auch kein Problem gewesen. Aber ich habe es nicht gemacht, denn ich habe noch einiges mit dir vor.«

»Was?«

Die Frage war ihr einfach herausgerutscht, doch van Akkeren freute sich darüber und nickte.

»So ist es gut, Sendrine. Das ist sogar hervorragend. Ich sehe,

du spielst mit. Noch liegt der Abbe über der Erde, aber das wird sich ändern. Sie werden am Abend eine Totenmesse halten. Sie werden sich in ihrer Kapelle versammeln. Gemeinsam mit ihren engsten Freunden, die auch zu meinen engsten Feinden gehören. Das wird alles so geschehen wie ich es dir gesagt habe. Und ich möchte, dass du deinen Onkel auf seinem letzten Weg begleitest.«

Das war eine Überraschung für sie. Sendrine sprach zunächst kein Wort. Vor Staunen war ihr der Mund offen geblieben. »Ich soll zur Beerdigung meines Onkels, der für mich ein Fremder ist und den ich gar nicht kenne?«

»So ist es.«

»Man kennt mich nicht. Man wird mir nicht glauben. Was werden die Templer dazu sagen?«

Van Akkeren lächelte lässig. »Man wird dich akzeptieren. Ich denke, dass du schlau genug bist, ihre Fragen so zu beantworten, dass sie nicht misstrauisch werden.«

»Ich will aber nicht hin!«

»Du musst!«

Es war der Blick seiner Augen, der ihren Widerstand brach. Sie schaute gegen ihre Knie. Mit der nächsten Antwort gab sie eine gewisse Kompromissbereitschaft bekannt. »Ich weiß nicht mal, wo mein Onkel gelebt hat.«

»In Alet-les-Bains.«

»Kenne ich nicht.«

»Es ist im Süden Frankreichs. Man kann den Ort gut von Toulouse aus erreichen. Das wird für dich kein Problem sein, da ich an deiner Seite stehe und dir helfe.«

»Ich weiß nicht...«

»Doch, Sendrine, du weißt. Du wirst es wissen müssen, denn ich lasse mich von meinen Plänen nicht abbringen.

Es wird die Abrechnung geben und auch die Rache. Das kann ich dir versprechen. Und dich wird man mit ausgebreiteten Armen aufnehmen.«

Sendrine dachte wieder an das Messer. Augenblicklich schauderte sie bei der Erinnerung an die kalte Klinge an ihrem Hals zusammen.

»Dann kommen wir zu den Einzelheiten, wie ich sie mir ausgedacht habe«, erklärte er mit dem neutralen Tonfall eines Geschäftsmanns.

»Ich werde dafür sorgen, dass du nach Alet-les-Bains kommst. Du wirst dich mit den Templern bekannt machen und immer daran denken, dass dein Leben in meiner Hand liegt. Es kommt also auf dich an, ob du lieber in der kalten Graberde liegen willst oder weiterhin am Leben teilhaben möchtest. Und du wirst es schaffen, sehr traurig zu sein. Du wirst sie darum bitten, mit in die Kapelle kommen zu dürfen, um bei der Trauerfeier dabei zu sein. Und genau dort wird es dann passieren.«

»Was ... was soll passieren?«, fragte sie.

Van Akkeren nahm sich noch Zeit. Er schnalzte mit der Zunge und spielte den Genießer. »Genau dort wirst du die Bombe abstellen, meine Liebe und all diejenigen, die sich in der Kapelle versammelt haben, in die Luft jagen ...«

Es war heraus, und Sendrine war wieder sprachlos. Sie schaute starr nach vorn, und in ihrem Gesicht waren die Züge eingefroren. Sie kam sich vor wie von einem Kälteschock erwischt. »Hast du mich verstanden?« Sendrine schüttelte nur den Kopf und merkte, dass ihr übel wurde, was nicht an der heftigen Bewegung gelegen hatte, sondern einzig und allein an van Akkerens Forderung.

Allmählich wurde ihr klar, was er von ihr wollte. Er verlangte einen Mord von ihr und nicht nur einen, sondern eine ganze verdamnte Bluttat. Das war nicht zu fassen. Es war ungeheuerlich, und sie schaffte es nicht, das alles nachzuvollziehen. Man

wollte sie zu einer Mörderin machen, das konnte sie nicht hinnehmen. Einen Menschen umzubringen, hätte sie sich nie vorstellen können. Selbst in ihrem größten Zorn oder Hass wäre ihr das nicht möglich gewesen.

»Nein!«

Die Antwort amüsierte ihn, denn er konnte das Lächeln nicht zurückhalten. »So etwas kann ich nicht akzeptieren, Sendrine. Du kommst aus dieser Lage nicht mehr heraus, das musst du einsehen. Ich habe es beschlossen, und dabei bleibt es.«

»Ich kann keinen umbringen«, sprach sie leise.

»Du wirst es lernen. Menschen können so manches nicht, wenn sie sich dann anstrengen, läuft es doch. Da brauchst du dir keine Gedanken zu machen.«

»Ich bin keine Mörderin.«

»Das brauchst du auch nicht zu sein, meine Liebe. Du musst nur dein Denken ändern, dann wirst du dich selbst nicht als Mörderin ansehen. Stell dir einfach vor, dass du ein Rad im Kreislauf der Geschichte bist, und schon bekommen die Dinge ein anderes Gesicht.«

»Ich kann keinen Menschen töten!«

»Bitte«, sagte er und rang die Hände. »Bitte, komm mir nicht so. Jeder kann es, wenn er will. Du brauchst es ja nicht mit den eigenen Händen zu tun. Du läufst nicht mit einer Maschinenpistole bewaffnet in die Kapelle, sondern stellst nur ein kleines Päckchen ab, das ich bereits präpariert habe.«

»Und dann soll die Bombe explodieren, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Wann denn?«

»Das kann ich dir genau sagen. Sie explodiert, wenn ich es für nötig halte. Ich besitze die Fernzündung. Ich werde sie zünden.«

Sendrine glaubte es einfach nicht. Das hier war nicht mehr ihr Leben, das bis vor kurzem noch in völlig normalen Bahnen verlaufen war, nun aber neben der Schiene herlief. So etwas

konnte niemand von ihr verlangen, und nur ein krankes Hirn war in der Lage, sich derartige Dinge auszudenken.

»Dann werde ich auch getötet«, sagte sie mit leiser Stimme.

Van Akkeren zuckte mit den Schultern. »Das könnte so kommen, wenn du dich dumm anstellst.«

Durch ihre Gestalt ging ein Ruck. »Was soll ich denn machen?«, schrie sie ihn an.

»Du musst schlau sein und dich in Sicherheit bringen. Du wirst dir eine gute Ausrede einfallen lassen müssen, damit es nicht auffällt. Was dann geschieht, ist nicht mehr deine Sache. Und niemand wird dich verdächtigen. Keine Polizei, die nur noch Leichen vorfinden wird in einem zerstörten Kloster. Es wird keine Probleme geben, denn die Templer haben immer für sich gelebt. Sie haben so gut wie keinen Kontakt zu den Bewohnern der Stadt.«

Sendrine Bloch sagte nichts mehr. Noch immer konnte sie nicht glauben, was da von ihr verlangt wurde, und sie schüttelte langsam den Kopf. Es war nicht mal eine vom Gehirn gelenkte bewusste Bewegung. Sie musste es einfach tun, denn es kam tief aus ihrem Innern, dem Grund der Seele.

»Darf ich fragen, was das bedeutet?«

»Ich tue es nicht«, flüsterte sie unter Tränen. »Ich kann es einfach nicht.«

Der Grusel-Star erwiderte zunächst nichts. Er schaute sie für eine Weile an und sah eine Frau vor sich, die gebrochen war und dies auch äußerlich zeigte. Sie hielt den Kopf gesenkt, weinte, zog die Nase hoch und schüttelte immer wieder ihren Kopf.

»Das ist nicht gut, Sendrine.«

Sie wischte über ihre Augen. Sie betete innerlich und flehte zum Allmächtigen, dass er sie aus diesem Albtraum erlöste.

»Hast du mich verstanden?«

Van Akkeren hatte plötzlich geschrien, und seine Stimme erwischte sie wie ein Peitschenschlag, unter dem Sendrine

zusammenzuckte.

»Ja, das habe ich.«

»Dann willst du sterben?«

Wieder so ein Satz, der sie schockte.

Als sie sich überwunden hatte und in die Höhe schaute, sah sie, dass er wieder sein Messer hervorgeholt hatte. Die Waffe mit der langen Klinge, die wie kaltes Eis schimmerte und bei deren Anblick sie abermals eine Gänsehaut bekam.

»Ich kann dir auch die Kehle durchschneiden. Jetzt und hier!«, erklärte er mit neutraler Stimme. »Für mich ist das wirklich kein Problem. Wer meine Kreise stört, der muss eben damit rechnen. Du hast es selbst in der Hand.«

»Bitte nicht...«, flüsterte sie.

»Was meinst du?«

»Alles.«

Er spielte mit seinem Messer und ließ Daumen und Zeigefinger über die Schneide gleiten. Es war ihm anzusehen, wie gern er es einsetzte, auch gegen sie, und seine nächsten Worte wiesen Sendrine darauf hin.

»Meine Geduld ist begrenzt. Ich werde nicht mehr lange warten. Du musst dich schon entscheiden.«

Sie zuckte zusammen und starrte ihn an. Wieder hatte sie das Gefühl, eingekesselt zu sein. Ketten aus Stacheldraht schienen über ihre Haut zu streichen, und die Angst schlug immer mehr durch.

Van Akkeren beobachtete Sendrine genau. Mit einer lässigen Bewegung erhob er sich aus seinem Sessel. Die Spitze des Messers deutete auf den Hals der Frau.

»Entscheide dich!«

Sendrine sah nur das Messer. Ihr war kalt und heiß zugleich. Sie konnte sich plötzlich vorstellen, was passierte, wenn die Klinge in ihre Brust drang und langsam alles zerriss. Der Atem stockte ihr. Sie hielt die Luft an, während die Klinge sich immer mehr ihrem Körper näherte.

»Nein, bitte - bitte nicht...«

»Gib mir eine Antwort.«

»Ich ... ich ... kann nicht!«

Die Worte waren nur ein Krächzen, aber van Akkeren hatte sie verstanden.

Plötzlich zuckte der rechte Arm vor, und damit auch seine Hand. Das Messer befand sich plötzlich dicht vor ihrer Kehle. Ein letzter, winziger Ruck noch, und es hatte ihre Haut erreicht.

Sendrine fror ein. Es war eine Szene, wie sie schlimmer nicht hätte sein können. Sie saß auf ihrem Platz, starrte nach vorn und sah nur die Klinge und dahinter das Gesicht des Mannes.

Messer und Gesicht - Gesicht und Messer.

Aber auch die Augen!

Bisher hatte sich Sendrine nicht viele Gedanken über den Blick gemacht, in diesem Fall allerdings veränderte sich alles.

Aus den Tiefen der Pupillenschächte war etwas in die Höhe gestiegen. Es war ein Ausdruck - natürlich, aber zugleich auch so etwas wie ein Befehl, dem sie nicht entkommen konnte.

Die Augen, diese schrecklichen Blicke. Die Kälte und Unmenschlichkeit.

So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Es war das Grauen pur, das sie erfasste.

Sie hatte das Gefühl, als würde ihr die Menschlichkeit entrisen. Plötzlich gab es sie nicht mehr, sondern nur die Augen mit dieser irrsinnigen Kälte, die ihr plötzlich Befehle erteilten. Etwas bewegte sich in ihrem Kopf. Das Messer an der Kehle hatte sie vergessen. Es ging nur um das, was durch ihre gedankliche Welt wanderte.

Befehle!

Von einer anderen Seite. Nicht gesprochen, sondern gedanklich hineingedrängt.

»Du wirst es tun! Du musst es tun, weil ich es so will. Es gibt keine andere Chance für dich, hast du verstanden? Es kann

nichts anderes geben ...«

Jedes Wort empfand sie in ihrem Kopf wie einen bösen Glockenschlag.

Die Befehle klangen ab. Der Grusel-Star legte eine Pause ein. In ihrem Kopf entstand wieder die Normalität, die sie jedoch als eine unheimliche Leere ansah. Trotzdem fand Sendrine nicht zu sich selbst zurück, denn da gab es noch immer die Augen, unter deren zwingendem Blick sie sich duckte.

Dann waren sie wieder da. Böse Worte. Für sie eine Qual und Folter. »Niemand kann mir entkommen, wenn ich es nicht will. Ich habe mich für dich entschieden, und du wirst genau diesen Weg gehen, ob du es willst oder nicht. Es gibt keine andere Möglichkeit mehr. Es ist aus und vorbei. Du stehst auf der Schwelle zu einer neuen Existenz, und nur durch mich wirst du überleben können. Du wirst mit der Bombe zu den Templern gehen und alles so erledigen, wie ich es haben will!«

Jedes Wort hatte sie so überdeutlich gehört. Sie war dabei von einem Gefühl überfallen worden, alles doppelt vernommen zu haben, weil auch Echos durch ihren Kopf klangen.

Sendrine konnte nicht mehr denken. Sie war aus dem normalen Leben herausgerissen worden. Alles andere existierte nicht mehr. Die Augen, die Befehle, die Nähe des Mörders. Keinem konnte sie entkommen.

»Du wirst alles tun, was ich sage!« Van Akkerens Stimme besaß eine hypnotische Kraft. Sie zwang Sendrine dazu, nur in seine Augen zu schauen, die jedes seiner Worte mit einer dreifachen Kraft versahen.

Sendrine war nicht mehr in der Lage, sich zu wehren. Sie hatte das Gefühl, dass sich ihr Körper auflöste.

»Du wirst es tun! Du musst es tun! Dir bleibt keine andere Wahl mehr ...«

»Ja, ja ...«, presste sie hervor. »Ich werde es tun ...«

Vincent van Akkeren lächelte und richtete sich wieder zu seiner vollen Größe auf.

»Ich wusste es, Sendrine. Niemand kann sich meinen Wünschen entziehen, wenn ich es nicht will...«

An diesem Abend sollte Abbe Bloch zu Grabe getragen werden.

Es würde keine offizielle Beerdigung geben, die Templer würden es unter sich regeln. Nach einer Trauerfeier sollte der Sarg im Garten in dem dafür vorgesehenen Grab versenkt werden. Niemand im Ort wusste Bescheid, und niemand sollte es je erfahren.

Man hatte ihm das Genick gebrochen!

Immer wieder musste ich daran denken, als ich in meinem Gästezimmer saß und frühstückte. Das Frühstück bestand aus Kaffee, Croissants, Konfitüre und Obst.

Ich saß ruhig an meinem Tisch, aß sehr langsam und schaute auf das kleine Fenster, hinter dem die Luft durch die schon grelle Morgensonne fast einen weißen Anstrich bekommen hatte.

Der Kaffee war stark, sehr schwarz und schmeckte etwas bitter. Kein Vergleich zu dem Getränk, das ich von meiner Assistentin Glenda Perkins gewohnt war. Aber das war London, und London lag so verdammt weit weg.

Ich wollte auch nicht mehr daran denken, welch mörderischer Stress hinter mir lag und mit wie viel Glück ich überhaupt am Leben geblieben war, aber so ganz konnte ich es nicht verhindern, denn es gab noch immer einen Vincent van Akkeren.

Er war *die* Hassfigur in diesem Fall für mich. Van Akkeren der Killer. Van Akkeren der Mensch-Dämon. Die Person, die mit Kräften ausgestattet war, über die ich nicht mal nachdenken wollte. Für mich war er kein Mensch. Man konnte ihn mit einer gefühllosen Killermaschine vergleichen, die einzig und allein darauf programmiert war, ein bestimmtes Ziel zu errei-

chen.

Das hatte sie geschafft!

Das Ziel war erreicht. Kaum aus der Hölle zurück, hatte er dem Abbe das Genick gebrochen. Eine Todesart, die ich mir persönlich für ihn nie hätte vorstellen können, aber es war nun mal geschehen, und van Akkeren hatte seine Rache bekommen.

Damit hätte der Fall erledigt sein können, und genau daran glaubte ich nicht. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, dass sich van Akkeren zurückzog. Er war von Hass erfüllt, und besonders auf die Templer, die nicht seinen Weg gegangen waren, um von Baphomet begleitet zu werden. Der Anführer lebte nicht mehr, es gab einen Nachfolger, wesentlich jünger als der Abbe.

Der Mann hieß Godwin de Salier. Er war ebenfalls ein Freund von mir, denn auch durch meine Hilfe war es ihm gelungen, aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu gelangen. Man konnte ihm vertrauen, und auch die anderen Templer hatten nichts gegen seine Ernennung einzuwenden gehabt.

Er würde in Blochs Sinne weitermachen, das hatte er mir mehrmals gesagt. Aber er konnte auch gewiss sein, dass jemand wie van Akkeren nicht aufgab. Er hatte es sich zum Ziel gesetzt, alle Templer zu vernichten, die nicht seinen Weg gehen wollten, und davon würde er um keinen Deut abweichen.

Es war also damit zu rechnen, dass sich der Grusel-Star noch nicht zurückgezogen hatte, sondern irgendwo lauerte, wo er nicht bemerkt werden konnte.

Meine Lage würde sich an diesem Tag verbessern, denn Suko würde von London herkommen, um am Abend an der Beerdigung teilzunehmen. Und er würde mir meine Waffen mitbringen. Die Beretta und vor allen Dingen das Kreuz, das ich so schmerzlich vermisst hatte. Ich war im Kampf gegen van Akkeren, Will Mallmann und auch gegen Justine Cavallo praktisch wehrlos gewesen. Und hätte ich nicht eine so perfekte

Helferin wie Nora Thorn gehabt, würde es mich nicht mehr als Mensch geben, sondern als blutgierigen Vampir.

Der Plan war glücklicherweise vereitelt worden. Als der große Sieger konnte ich mich jedoch nicht fühlen, und ich wusste auch nicht, was noch auf mich zukam.

Hin und wieder trank ich einen Schluck Kaffee. Ich aß mein Croissant, das mir an einem anderen Tag und in einem anderen Zustand sicherlich besser gemundet hätte. Nur nicht an diesem Morgen. Da fiel es mir schwer, mich auf ein Essen zu konzentrieren.

Die Sonne setzte ihren Weg fort. Die Strahlen schienen in das kleine Gästezimmer herein und heizten es auf. Sie berührten auch den kleinen Tisch und ebenfalls mich.

Ich stand auf und zog den Vorhang vor die Scheibe, und es breitete sich ein gewisses Dämmerlicht zwischen den Wänden aus.

So gefiel es mir besser. Ich zwang mich dazu, auch noch ein zweites Croissant zu essen. Die Konfitüre war einfach wunderbar. Sehr geschmackvoll und nicht zu süß.

Aber auch sie lenkte mich nicht von meinen Gedanken ab, denn ich dachte, schon über die Zeit der Beerdigung hinaus. Ich konnte nicht hier im Kloster bleiben, ich musste wieder zurück nach London, wo bestimmt neue Fälle auf mich warteten. Dann waren die Templer allein auf sich gestellt und würden immer daran denken, dass es van Akkeren geschafft hatte und er bestimmt nach einer Möglichkeit suchte, auch sie so zu erledigen wie er es bei Bloch getan hatte.

Noch stand er allein auf weiter Flur. Ich hoffte es zumindest, dass es ihm noch nicht gelungen war, Getreue um sich zu versammeln. Die gab es leider, und van Akkeren würde sie auch finden. Aber zunächst musste er seine Hausaufgaben machen.

Zu denen gehörte ich ebenfalls im weitesten Sinn. Auch Suko und meine anderen Freunde. Wir alle hatten ihn damals gejagt

und ihn auch stellen, aber leider nicht vernichten können, auch wenn es damals so ausgesehen hatte.

Ich aß das letzte Stück und spülte mit Kaffee nach.

Der Fruchtsalat schaffte mir den etwas bitteren Geschmack aus dem Mund, und dann schaute ich etwas verwundert auf das leere Tablett. Ich hatte tatsächlich alles gegessen.

Als hätte der Besucher genau diesen Zeitpunkt abgepasst, klopfte es. Auf meinen Ruf hin betrat Godwin de Salier das kleine Gästezimmer. Er nickte mir zu und fragte: »Darf ich mich setzen?«

»Natürlich.« Ich schaute den jungen Mann mit den blonden Haaren und der sonnenbraunen Haut an. »Da brauchst du doch nicht zu fragen.«

»Danke.«

Es gab noch einen zweiten Stuhl, auf dem er seinen Platz fand. Er schlug die Beine locker übereinander, aber so bcker wie er sich gab, war er nicht, denn seine Hände hatten sich ineinander verkrampft. Und auch der Blick zeigte eine gewisse Unruhe. Es war klar, dass es ihn drängte, mit mir zu reden.

»Mit Sukos Ankunft ist alles klar?«, fragte er.

»Ja, das geht in Ordnung. Da brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Er muss auch nicht abgeholt werden. Er wird sich einen Leihwagen nehmen und pünktlich eintreffen.«

»Dann wäre das ja erledigt.«

Ich nickte ihm zu. »Und sonst?«

Godwin lächelte gequält. »Was soll ich sagen?«

»Die Wahrheit.«

Er schaute an seinem grauen Hemd entlang. »Die Wahrheit ist immer wichtig, John, das weißt du. So denke auch ich. Aber manchmal habe ich Probleme damit. So wie jetzt.«

»Ich höre.«

»Danke, deshalb bin ich auch hier. Für mich ist es noch immer nicht fassbar, dass der Abbe tot ist. Ich kann mich mit dem Gedanken nicht anfreunden. Ich habe das Gefühl, ihn

noch überall hier im Kloster zu sehen. Auf den Fluren, in den Zimmern, in jedem Winkel, in jeder Ecke. Du kannst mich für durchgedreht halten, aber das ist nun mal der Fall, und ich weiß nicht, ob ich der richtige Nachfolger für ihn bin, denn der Abbe hat die Messlatte sehr hoch gehängt.«

»Das ist in der Tat der Fall«, sagte ich, »aber du darfst etwas nicht vergessen, Godwin. Bloch hat es nicht anders gewollt. Er hat dich zu seinem Nachfolger bestimmt. Mir kommt es so vor, als hätte er geahnt, dass er sterben muss.«

»Genau das denke ich auch.«

»Was ist dein Problem?«

»Gute Frage. Ich fühle mich zu neu. Es gibt Templer, die länger hier sind als ich. Die auch älter sind und meiner Ansicht nach ältere Rechte haben.«

»Das siehst du so. Der Abbe allerdings hatte eine andere Meinung. Willst du gegen seinen letzten Willen arbeiten?«

»Nein, das möchte ich nicht. Aber mir fehlt die Sicherheit, andere Menschen zu führen. Du kannst auch sagen, dass ich mich nicht reif genug fühle. Es wäre nicht verkehrt.«

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Wächst nicht jeder Mensch mit seinen Aufgaben?«

»O ja«, erwiderte de Salier leicht stöhnend. »Das sollte zumindest so sein. Ich allerdings fühle mich wie ein Wurm, der sich auf dem Boden krümmt und weiß, dass ein Schuh über ihm schwebt, um ihn zu zertreten.«

»Nein, Godwin, so darfst du das nicht sehen. Du kannst dich nicht selbst in den Keller bringen.«

»Es kam automatisch.«

»Trotzdem. Du musst nach vorn schauen und in seinem Sinne weitermachen.«

»Klar, ich habe es versprochen. Aber es wird mich trotzdem quälen.« Er räusperte sich. »Du kannst dir nicht vorstellen, welch eine Nacht ich hinter mir habe. Immer wieder kehrte die schreckliche Szene in Blochs Zimmer zurück. Ich habe alles

eingesetzt, aber ich bin letztendlich zu schwach gewesen, um ihn retten zu können.«

»Wie auch ich.«

Er hob die Schultern. »Müssen wir uns jetzt beide als Versager fühlen, John?«

»Nein, das glaube ich nicht. Es wäre auch schlecht, so zu denken. Versager sind wir nicht. Es waren eben die Umstände, die uns dazu gebracht haben. Man kann nicht immer alles optimal erleben und stets auf der Siegerstraße sein. Man muss lernen, auch Niederlagen einzustecken, die manchmal sehr schlimm sein können, das gebe ich ehrlich zu. In diesem Fall waren sie besonders schlimm.«

Godwin de Salier lächelte brüchig vor sich hin. »Und du kannst es verkraften?«

»Ich muss es tun. Ich habe es auch gelernt, denn ich bin nicht immer der Sieger gewesen. Dass ich noch am Leben bin, verdanke ich wirklich glücklichen Umständen. Das ist nicht übertrieben. Du weißt selbst, dass ich keine Waffen bei mir habe.

Dann gegen die mächtigen Gegner anzutreten, ist fast das Gleiche, als würdest du einen Schneeball in die Hölle werfen und ihm raten, er soll überleben.«

»Du hast überlebt.«

»Durch Hilfe.«

»Eben, John. Das ist mein Problem. Ich weiß nicht, ob mir jemand helfen wird. Ich stehe ziemlich auf verlorenem Posten und fürchte mich vor der Zukunft.«

»Das ist verständlich. Trotzdem solltest du die Herausforderungen annehmen.«

Diesmal lächelte er normaler. »Ich wusste, dass du mir das sagen würdest. Es tut mir gut.«

»Das ist doch etwas.«

»Bitte.« Godwin winkte mit beiden Händen ab. »Ich sitze hier und rede nur von meinen Problemen, dabei bist du auch

jemand, der sich damit herumquälen muss.«

»Ja, das stimmt. Auch ich habe keine ruhige Nacht hinter mir oder nur die Stunden, die uns geblieben sind. Aber ich bin auch ein Mensch, der durch seine Arbeit einfach gezwungen wird, immer nach vorn zu schauen. Ich würde mir gern diese Rückblicke leisten, auch deshalb, um etwas aufzuarbeiten, aber das ist nicht möglich. So habe ich mich eben daran gewöhnt, immer weiter zu gehen.«

»Das muss ich wohl auch.«

»Sicherlich. Nur hast du den Vorteil, dass du nicht so stark in der Tretmühle steckst wie ich. Es wird Probleme geben, das weiß jeder von uns. Aber bei dir werden sich die Probleme auf ein bestimmtes Gebiet beschränken, denke ich mal.«

»Meinst du?«

»Ja, wobei ich das nicht abwerten will. Aber bei Suko und mir kommt so vieles zusammen. Da kann ich die gesamte Bandbreite des Bösen nehmen, und nichts ist gelogen.«

Er blies die Luft durch die Nase aus. »Ich glaube nicht, dass die Zukunft gut aussieht.«

»Dann Sorge dafür, dass es so sein wird. Du hast eine Mannschaft, auf die du dich verlassen kannst. Niemand hat gegen deine Nachfolge gesprochen. Das sollte dir schon zu denken geben. Schau nach vorn und nicht zurück. Ist zwar banal gesagt, trifft allerdings den Kern.«

»Danke, John.«

»Wofür?«

»Dafür, dass du mich aufgerichtet hast. Ich war verdammt deprimiert. Jetzt geht es mir etwas besser. Ich weiß nur noch nicht genau, wie ich den Tag herumkriegen soll. Ich komme mir immer mehr vor wie ein Fremder, der durch das Kloster läuft. Und es geht nicht mir allein so. Ich habe mit den anderen gesprochen. Auch sie haben das Gefühl, Schaum im Kopf zu haben, der ihnen das Denken so verdammt schwer macht.«

»Ist völlig verständlich.« Ich hob die Arme und ließ die

Hände auf meine Oberschenkel klatschen.

De Salier nickte. Sein Blick kam mir ein wenig unstet vor, als er mich anschaute und dann zur Seite sah. Auf mich machte er den Eindruck eines Menschen, der etwas auf dem Herzen hat, sich aber nicht traut, darüber zu sprechen.

Deshalb fragte ich ihn direkt. »Was bedrückt dich, Godwin?«

»Ach. Sieht man das?«

»Es ist nicht zu übersehen.«

Er strich an seinem Gesicht entlang.

»Du hast Recht, John. Ich schleppe tatsächlich ein Problem mit mir herum.«

»Raus damit!«

De Salier suchte noch nach den passenden Worten und hüstelte gegen seine linke Faust. »Es ist so, John. Der Abbe ist tot, das will ich auch nicht mehr wiederholen. Ich weiß auch, was ich ihm alles zu verdanken habe, wie dir auch, aber ich fühle mich jetzt unwohl in meiner Haut, weil ich noch nicht richtig Abschied von ihm genommen habe. Verstehst du, was ich damit meine?«

Er schaute mich fast bittend an, doch ich konnte ihm nicht helfen, denn ich hatte ihn nicht begriffen. Genau das sagte ich ihm auch. »Momentan bin ich überfragt.«

»Pardon, ich habe mich dumm ausgedrückt. Natürlich muss ich zur Sache kommen. Es geht einfach darum, dass ich noch einmal zu ihm möchte. Dorthin, wo er aufgebahrt ist. In unserer Kapelle.«

»Das verstehe ich voll und ganz. Nur frage ich mich, wo das Problem liegt?«

»In mir selbst.«

»Und wie darf ich das ...«

»Ja, ja, ich weiß. Es ist Unsinn, aber ich will ehrlich zu dir sein. Ich traue mich nicht allein in die Kapelle. Halte mich bitte nicht für einen Feigling oder ein Weichei, aber es ist so. Deshalb möchte ich dich fragen, ob du mich begleiten willst,

sodass wir gemeinsam Abschied nehmen können.«

»Ach - so ist das. Ja, das ist klar.« Ich lächelte ihm aufmunternd zu. »Keine Sorge, Godwin. Ich bin natürlich dabei. Mir ist es ebenfalls ein Bedürfnis, mich auf diese Art und Weise von einem sehr guten Freund zu verabschieden.«

Es war zu sehen, wie de Salier aufatmete. Wäre es möglich gewesen, dann hätte ich auch den Stein poltern gehört, der ihm vom Herzen gefallen war.

»Wann möchtest du hin?«, fragte ich.

»So bald wie möglich.«

»Jetzt?«

»Ja.«

»Dann komm.«

Wir standen beide zur gleichen Zeit auf. Das Tablett ließ ich stehen, ich wollte es später holen. An der schmalen Tür legte mir Godwin noch eine Hand auf die Schulter.

»Nochmals, John, danke, dass du mich begleitest.

»Hör auf. Du brauchst dich nicht für etwas zu bedanken, das selbstverständlich ist.«

»Das sagst du so leicht. Nicht jeder hätte so reagiert wie du.«

»Müssen Freunde nicht zusammenhalten?«, fragte ich, als ich die Tür öffnete.

»Das müssen sie.«

»Eben, Godwin. Und daran solltest du denken. Dich gibt es, die Templer gibt es ebenfalls, und an meinem Verhältnis zu euch hat sich nichts geändert.«

»Das habe ich nur hören wollen. Ob du es glaubst oder nicht, es gibt mir Mut...«

Godwin de Salier hatte es mir überlassen, die Tür zur Kapelle zu öffnen. Ich betrat den Raum noch nicht, sondern blieb für einen Moment auf der Schwelle stehen.

Kann man den Tod riechen?

Diese Frage stellte sich mir automatisch, als ich in das Halbdunkel vor mir schaute. Ich betrat die Kapelle nicht zum ersten Mal. Sie war mir nicht fremd, und ich war es auch gewohnt, sie im hellen Tageslicht immer etwas dämmerig zu sehen, was an den nicht zu großen Fenstern lag, die nicht besonders viel Licht durchließen.

An diesem Morgen aber besaß sie ein anderes Flair, und es war der Hauch oder die Strömung des Todes, denn vor uns war die Leiche des Abbe aufgebahrt.

Während ich unbeweglich stand, drangen Erinnerungen in mir hoch, und ich dachte an eine ähnliche Szene, die sich in meinem Leben ereignet hatte. Auch da waren Menschen gestorben, die mir sehr nahe gestanden hatten. Meine Mutter und mein Vater. Und so sah ich wieder das Bild vor mir, wie die beiden ebenfalls aufgebahrt worden waren. In der Leichenhalle auf dem Friedhof von Lauder. Da war ich ebenfalls allein hingegangen und hatte Abschied von ihnen genommen.

Es war sehr schlimm für mich gewesen. Besonders als sich die Augen meines toten Vaters verändert hatten. Ich ging davon aus, dass dies bei dem Abbe nicht passieren würde.

Wieder spürte ich den Druck in der Kehle. Verdammt, ich hatte mit den Tränen zu kämpfen. Kein Mensch ist eine Maschine. Jeder hat Gefühle und Empfindungen. Da machte auch ich keine Ausnahme.

Dicht hinter mir stand Godwin de Salier. Ich hörte ihn schwer atmen. Er sagte nichts, und sicherlich hing auch er seinen Gedanken nach.

Der Gedanke an die Särge meiner toten Eltern verschwand allmählich. Ich war wieder in der Lage, mich auf die Gegenwart zu konzentrieren. Ich sah vor mir die Bänke, und wenn ich über sie hinwegschaute, dann fiel der Blick auf den kleinen Altar. Vor ihm war der Abbe aufgebahrt worden. Er lag im offenen Sarg, an dessen Kopfbende eine Fahne stand, die das

Emblem der Templer zeigte.

Ein Kreuz, das aussah wie ein Kleeblatt. Es leuchtete hellrot auf weißem Untergrund und schien dem Verstorbenen irgendwie Hoffnung geben zu wollen.

In der Kapelle war es still. Es gab auch keine anderen Besucher als uns beide. Den Eindruck des Todes bekam ich nicht weg. Ich hatte das Gefühl, dass es hier kälter geworden war als sonst üblich.

Nach einer Weile überwand ich die Starre und ging langsam in die Kapelle hinein. Ich setzte meine Füße so behutsam wie möglich auf, weil ich die Ruhe des Toten auf keinen Fall stören wollte.

Auch Godwin bewegte sich leise hinter mir. Nur hin und wieder vernahm ich einen zischenden und gepresst klingenden Atemzug.

Es war ein Abschied. Ja, ich konnte es drehen und wenden wie ich wollte. Der Abbe kehrte nicht mehr zurück. Ihn hatte der Sensenmann in sein Reich geholt. Es gab keine Chance, seinem Körper wieder Leben einzuhauchen, wobei ich erst gar nicht über Zombies nachdachte. Als lebende Leiche konnte ich Bloch nicht akzeptieren.

Je mehr Schritte ich zurücklegte, um so stärker breitete sich in mir das Gefühl aus, nicht mehr allein zu sein. Irgendetwas hatte sich hier manifestiert. Es war nicht zu sehen, nur zu spüren, doch auch da konnte ich mich irren.

Etwas umschwebte mich, als wäre es nur gekommen, um mir eine Botschaft zu übermitteln.

Mit Godwin de Salier sprach ich nicht darüber. Wir setzten beide unseren Weg schweigend fort, wie abgesprochen, als wollte der eine den anderen nicht stören.

Der Gang zwischen den Bänken war recht schmal. Rechts und links bauten sich die Sitze aus dunklem Holz auf. Sie waren leer. Kein Templer nahm außer uns Abschied von dem ehemaligen Abt und Führer.

Den Sarg erreichte ich als Erster und trat einen winzigen Schritt nach links, bevor ich vor dem Fußende stehen blieb. Ich wartete, bis auch Godwin seinen Platz rechts neben mir eingenommen hatte und senkte erst dann den Blick, um in den Sarg zu schauen.

Nein, hier lag nicht mein Vater, sondern Abbe Bloch, auch wenn mir das Bild meines alten Herrn immer wieder vor Augen kam. So stark, dass ich sogar mit der Hand darüber hinwegwischte, um es zu vertreiben.

Der Abbe lag auf dem Rücken. Man hatte ihm kein Leichenhemd übergestreift, sondern ihn in seiner Kutte in den Sarg gelegt. Auf dem Stoff war auch das Templerkreuz zu sehen. Er trug die helle Kutte, weiß wie frisch gefallener Schnee. Irgendwie auch ein Zeichen des Sieges, wie ich fühlte.

Die Hände lagen über der Brust verschränkt, als wollte er noch ein letztes Gebet sprechen. Man hatte ihm auch die Augen zugedrückt, und so wirkte der Tote wie ein schlafender, älterer Mann, dessen Kopf von einer weißgrauen Haarflut umspielt wurde.

Und doch war etwas anders bei ihm.

Der Kopf lag schief.

Van Akkeren, dieser brutale Killer, hatte Bloch das Genick gebrochen, und das war nicht mehr gerichtet worden, sodass der Kopf seine normale Position nicht mehr zurückbekommen hatte. Es war auch nur zu sehen, wenn man genau hinschaute, und das taten wir.

»Es ist schlimm«, flüsterte Godwin. »Es ist sehr schlimm, den Abbe hier so liegen zu sehen.«

»Ich weiß.«

Er atmete stöhnend. »Ich fühle die schwere Bürde seiner Nachfolge jetzt als einen noch stärkeren Druck. Ich kann dir nicht sagen, woher es kommt, aber es ist so.«

»Nimm es einfach als eine natürliche Reaktion hin.«

»Du glaubst gar nicht, wie gern ich mir hier und jetzt einen

Ratschlag von ihm holen würde. Es wäre wunderbar. Er hat immer einen Ausweg gewusst. Er hat sich stets den Problemen gestellt und kannte auch die Lösung. Es ist alles gut gegangen, bis eben van Akkeren zurückkehrte und es zu einer radikalen Kehrtwende kam.«

»Das ist nur der Moment, Godwin. Du wirst sehen, dass sich die Dinge ändern und du ebenso wie es der Abbe musste, in deine neue Rolle hineinwächst. Du hast ja nicht nur das Kloster und seine Menschen hier übernommen, sondern auch den Knochensessel und den Würfel des Heils. Das darfst du ebenfalls nicht vergessen.«

»Ich weiß es. Kannst du dir trotzdem oder gerade deshalb vorstellen, dass ich mich überfordert fühle?«

»Im Moment schon.«

»Ich spüre den Druck, John, und ich kann ihm einfach nicht entweichen. Er ist vorhanden wie mein Herzschlag. Es kann sein, dass es eben die Furcht vor der Zukunft ist. In der letzten Nacht war sie so stark, dass ich mir sogar gewünscht habe, anstelle des Abbes zu sein.«

»Bitte, Godwin, so darfst du nicht denken.«

»Das weiß ich. Aber kannst du etwas dagegen unternehmen, wenn dir diese Gedanken kommen?«

»Nein, das wohl nicht.«

»Deshalb bin ich froh, dass du hier neben mir stehst. Es kostete mich schon Überwindung, die Kapelle zu betreten. Aber ich musste einfach über diese Brücke gehen, sonst wäre ich selbst nicht mehr mit mir zurechtgekommen.«

»Das war gut gedacht.«

In der nächsten Zeit schwiegen wir beide. Mein Blick glitt über den Sarg hinein bis zum Altar hin, den die Templer geschmückt hatten. Sie hatten Vasen mit Blumen aufgestellt, deren frischer Geruch dem Atem des Todes die Kraft nehmen sollte.

Zwischen Altar und Sarg standen zwei dicke Kerzen in

hüfthohen Eisenständern. Das blasse Licht der Flammen brannte ruhig, als sollte es der Seele des Abbe auf dem Weg in die andere Welt eine Erleuchtung geben.

Godwin stieß mich an und riss mich dabei aus meinen Betrachtungen. »Etwas ist anders, John.«

»Was meinst du?«

Er senkte seine Stimme noch mehr. »Ich habe den Eindruck, dass hier etwas vorgeht, das ich mit der reinen Logik nicht nachvollziehen kann.«

»Kannst du es denn erklären?«

Er zuckte die Achseln. »Nicht direkt, aber ich habe trotzdem das Gefühl, dass wir nicht mehr allein sind.« Er drehte den Kopf nach rechts. »Jemand ist hier.«

»Ich sehe keinen außer uns.«

»Das meine ich auch nicht. Es kommt mir vor, als hätten wir Besuch von etwas nicht Sichtbarem bekommen, das um uns herumschwebt. Da gibt es für mich eigentlich nur eine Erklärung. Es könnte der Geist des Abbe sein, der noch nicht den Ort erreicht hat, den er eigentlich erreichen muss.«

Ich schob die Worte nicht einfach zur Seite. Dazu hatte ich schon zu viel erlebt. »Fühlst du denn etwas?«

»Nein, John, nichts Konkretes. Ich weiß nur, dass wir beide nicht mehr allein sind.«

Mir fehlten im Moment die Worte für eine Antwort. Aber wie zur Bestätigung meiner Gefühle, erlebte auch ich das erste Phänomen. Nicht an mir selbst, sondern weiter vorn, wo die Fahne der Templer unbeweglich nach unten hing.

Das war bisher der Fall gewesen, aber jetzt war die Fahne dabei, sich zu verändern, denn sie bewegte sich plötzlich, als wäre sie von einem Windhauch getroffen worden. Sie schwang leicht zitternd hin und her, und der Stoff warf sogar Falten.

»Siehst du es, John?«

»Ja.«

»Da ist doch was.«

Ich schwieg zunächst und schaute starr auf die Fahne, die auch jetzt nicht zur Ruhe gekommen war.

Neben mir wischte Godwin unruhig mit den Schuhsohlen über den blanken Steinboden hinweg. »Das ist nicht zu übersehen, John. Wir haben uns auch nicht getäuscht. Etwas ist hergekommen, um uns eine Botschaft zu übermitteln.«

»Mehr ein Rätsel, denke ich.«

»Noch.«

Ich war selbst überrascht, ließ das Thema jedoch ruhen und richtete meinen Blick wieder auf die Gestalt des Templers im Sarg. Die Fahne hatte sich bewegt, aber nicht der Abbe. Er lag nach wie vor unbeweglich. Ich glaubte auch nicht, dass durch eine bestimmte Kraft noch mal Leben in ihn hineindringen würde. Es gab niemanden, der ihn auf eine magische Art und Weise beschwor.

»Das Bewegen der Fahne gilt uns.« Mehr denn je war Godwin davon überzeugt. »Der Abbe ist tot, doch er hat im Tod noch eine Botschaft für uns.«

»Die wir leider nicht lesen können.«

»Noch nicht, John.«

Ich wollte nicht behaupten, dass mir unheimlich zu Mute war, aber ungewöhnlich war dieser Vorgang schon, denn durch äußere Kräfte wurde der Stoff nicht bewegt. Die Tür war ebenso geschlossen wie die Fenster, so konnte kein Windhauch in die Kapelle eindringen.

Noch einmal schwang die Fahne zur Seite. Diesmal sogar mit einem recht großen Schwung. Sie wehte sogar über das Kopfe des Sargs hinweg, als wollte sie dem Abbe einen Abschiedsgruß schicken. Kurz danach sank sie wieder schlaff zusammen und blieb so hängen wie wir sie nach unserem Eintreten gesehen hatten.

»Ja«, sagte Godwin und stieß danach kräftig den Atem aus. »Das ist es also gewesen. Wir haben die Botschaft erhalten, aber wir wissen nicht, was sie bedeutet.«

»Nimm es als einen Hinweis hin.«

»Auf was, bitte?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Gut, das akzeptiere ich. Aber du bist trotzdem davon überzeugt, dass es etwas mit dem toten Abbe zu tun hatte?«

»Sagen wir so, Godwin. Ich kann es nicht ausschließen. Der Tote hat uns ein Rätsel aufgegeben, doch er hätte es nicht getan, wenn er nicht davon überzeugt gewesen wäre, dass wir es lösen können. So sehe ich die Dinge.«

»Ja, das ist alles gut und schön, John. Man kann es sicherlich auch so sehen, aber da muss mehr sein, da muss ...«

Als er zusammenschrak und mitten im Satz stockte, wurde ich aufmerksam.

»Was ist passiert?«

»Da ist mehr, John.«

»Und was?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es noch nicht, aber es hat mit mir zu tun.

Ich spüre etwas. Mich hat etwas getroffen. Nur weiß ich nicht genau, was es gewesen ist.«

»Ist es denn noch vorhanden?«

»Ja.«

»Wo genau?«

»Bei mir!«, flüsterte er. »An mir ...«

Ich drehte mich nach rechts und sah, wie er von mir wegwich. Godwin war durcheinander, und er fuhr mit seinen Handflächen am Körper auf und ab.

Die Bewegungen hielten einige Sekunden an. Schlagartig stoppten sie dann. Er drehte mir auch wieder sein Gesicht zu und nickte sehr heftig.

»Jetzt weiß ich Bescheid, John. Es ist der Würfel. Ja, der Würfel.«

»Du hast ihn bei dir?«, fragte ich überrascht.

»Ja. Der Abbe hat ihn mir überlassen. Er ist sein Erbe. Ich

muss ihn hüten. Ich setze auf ihn Hoffnungen, obwohl er den Abbe zuletzt enttäuscht hat, weil er den Angriff des Grusel-Stars nicht abwehren konnte. Aber van Akkeren ist weg. Ich glaube daran, dass der Würfel wieder so ist wie er sein muss.«

»Dann schau ihn dir an.«

Er traute sich nicht. Was für Bloch selbstverständlich gewesen war, musste er erst noch lernen. Ich sah, wie er im Gesicht rot anlief. Der junge Templer stand vor seiner ersten Entscheidung. Jetzt bekam ich mit, wo er ihn verborgen hatte. Mit der rechten Hand fuhr er in seine weit geschnittene Hosentasche hinein. Er ließ die Hand um den Würfel liegen. Noch traute er sich nicht, ihn hervorzuholen. Erst auf mein aufmunterndes Nicken hin holte er ihn behutsam aus der Tasche und hielt ihn so fest, dass er ihn auf die Handfläche legen konnte.

Den Arm hatte er vorgestreckt und war mit seinem Oberkörper etwas zurückgewichen. Er machte den Eindruck eines Mannes, der sich fürchtete.

»Was spürst du?«, fragte ich.

Godwin zuckte mit den Schultern. »Ein Kribbeln, mehr nicht. Als wären im Innern des Würfels Kräfte in Bewegung. Kannst du das verstehen, John?«

»So war es immer.«

»Aber man sieht nichts. Die Schlieren sind nicht erschienen. Und so hat er auch keine Botschaft, denke ich.«

»Willst du wirklich so schnell aufgeben, Godwin?«

Er stöhnte auf. »Ich weiß es nicht. Es ist alles so schrecklich neu für mich.«

»Kann ich verstehen.« Im Gegensatz zu ihm blieb ich sehr ruhig. »Ich mache dir einen Vorschlag. Gib mir den Würfel. Vielleicht zeigt er bei mir eine andere Reaktion.«

Mein Wunsch überraschte ihn. »Meinst du ...?«

»Lass es auf einen Versuch ankommen.«

»Gut, John, dann nimm ihn.«

Es ging alles sehr schnell. Ich hatte den Eindruck, als wollte

er ihn gern loshaben, was mir allerdings nur Recht sein konnte, denn oft genug hatte ich den Würfel des Heils in meinen Händen gehalten. Er war mir immer ein guter Helfer gewesen.

Godwin de Salier beobachtete mich. Er war tatsächlich erleichtert, das Erbe losgeworden zu sein.

Der Würfel lag zwischen meinen Handflächen. Er war nicht besonders schwer. Jemand, der ihn zum ersten Mal sah, hätte ihn für völlig harmlos und normal gehalten. Das war er im Prinzip auch. Aber es verbargen sich geheimnisvolle und rätselhafte Kräfte innerhalb der dunklen roten Farbe, die zur Würfelmitte hin ins Violette überging.

Wie oft hatte der Würfel des Heils den Abbe gewarnt. Wie oft waren dann die hellen Schlieren erschienen, die ihre Botschaften transportierten und immer so intensiv, dass sie auch erkannt wurden, weil sie sich als Bilder im Würfel abmalten.

Darauf hoffte ich. Der Würfel sollte mir beweisen, ob sich in unserer Umgebung die Gefahren verborgen hielten, die er dann hervorlockte und sichtbar machte.

Es war ein Bild, das ich mir nicht gewünscht hatte. Ich stand vor dem offenen Sarg, in dem der Abbe lag, und hielt sein Erbe zwischen den Händen.

Es war wieder sehr still in der kleinen Kapelle geworden. Auch Godwin de Salier hielt den Atem an. Er wollte auf keinen Fall stören und einfach nur schauen. Ich vertraute dem Würfel und seiner Kraft. Zudem hatte ich nicht vergessen, wie sich plötzlich die Fahne bewegt hatte, ohne dass ich zuvor einen Windhauch gespürt hätte.

Es bildeten sich keine dieser weißen Schlieren, die so etwas wie Informationsträger waren und auch dafür sorgten, dass Bilder erschienen, die in eine bestimmte Richtung wiesen. Der Begriff für Zeit war mir verloren gegangen. Deshalb wusste ich auch nicht, wie lange ich an der gleichen Stelle stand, ohne dass sich etwas veränderte. Hin und wieder hob ich den Blick an und beobachtete die Fahne. Deren Stoff hing schlaff nach

unten.

In diesen für mich langen Augenblicken vermisste ich mein Kreuz. Möglicherweise hätte es zwischen dem Würfel und mir eine Brücke bauen können, doch ich konnte es leider nicht herzaubern.

Geduld war die Tugend, von der ich mich leiten ließ. Auch ich war davon überzeugt, dass es hier etwas gab. Die Fahne hatte sich nicht grundlos bewegt, und ich wartete darauf, dass sich dieses Unsichtbare endlich meldete.

Godwin de Salier glaubte, dass von dem Abbe in irgendeiner Form noch etwas vorhanden war und nur durch den Einsatz des Würfels gelockt werden konnte, weil damals Bloch und der Würfel eine Einheit gebildet hatten.

Die Schlieren, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte, erschienen nicht.

Doch es passierte etwas anderes, das mich zusammenzucken ließ.

Jemand meldete sich auf seine Weise in meinem Kopf. Und das wäre nicht geschehen, hätte ich den Würfel nicht als einen magischen Verstärker bei mir getragen.

Es war noch keine Stimme. Es wurde auch keine bestimmte Botschaft transportiert, aber es war etwas anderes, das die Normalität zerstörte. Ein leichter Druck, der sich ausbreitete und das eigene Empfinden zurückdrängte.

Ich war informiert, aber ich wusste noch nicht Bescheid. Im Würfel veränderte sich ebenfalls etwas. Zwar erschienen nicht die magischen Informationsträger, aber im Kopf selbst blieb das andere Gefühl. Ich wusste auch nicht, ob es positiv oder negativ war, denn es verhielt sich zunächst neutral.

Genau bis zu dem Zeitpunkt, als ich glaubte, dass im Kopf mein Name gerufen worden war.

»John ...«

Ich zuckte zusammen und wusste im gleichen Augenblick Bescheid.

Ein Toter hatte sich gemeldet.
Abbe Bloch!

In dieser Zeitspanne bewegte ich mich um keinen Millimeter von der Stelle.

Meine starre Haltung fiel auch Godwin de Salier auf, der mich flüsternd ansprach.

»Was ist passiert, John?«

Ich schüttelte nur den Kopf. Keine Ablenkung, kein Reden, nur die reine Konzentration. Auf meinem Körper hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Kleine Schweißtropfen rannen vom Nacken her nach unten. Ich spürte den Druck auf meinen Schultern und musste mich erst an den Gedanken gewöhnen, dass ein Toter mit mir Kontakt aufgenommen hatte. Es war mir nicht neu, das hatte ich schon öfter erlebt, aber dass es ein Freund war, nahm mich schon mit.

Mein Name war gerufen worden. Eine neutrale Stimme im ersten Moment, obwohl ich sicher war, die Stimme des Abbe erkannt zu haben. Ich verdrehte die Augen und schielte in die Höhe, um möglicherweise etwas erkennen zu können. Aber der Abbe blieb unsichtbar in seiner Totenwelt. Nur sein Geist hatte keine Ruhe gefunden.

»Ja«, flüsterte ich ...

Neben mir schabte ein Fuß über den Boden. Godwin hatte sich bewegt. Er musste durch meine schlichte Antwort überrascht worden sein. Zum Glück stellte er keine Frage, und ich dachte nicht daran, ihn anzuschauen.

»John ...«

Das war sie wieder. Eine weiche Stimme. Trotzdem so akzentuiert, dass ich sie beinahe als Befehl oder als Warnung auffasste und mich für einen Moment noch stärker konzentrierte.

Da ich nicht mehr angesprochen wurde, formulierte ich die

nächste Frage. »Bist du es, Abbe?«

»Ich bin es!«

Nur ich hatte die Antwort verstanden. Aber ich wusste jetzt endgültig Bescheid. Ich sprach mit einem Toten. Der Würfel, der sich mittlerweile leicht zwischen meinen Händen erwärmt hatte, hatte es mir ermöglicht.

In den folgenden Sekunden wartete ich auf den neuen Kontakt, der nicht erfolgte. Etwas glitt wie ein kalter Atemstoß in der Nähe meines Gesichts vorbei. Ich blickte zur Fahne hin und sah den Stoff, der sich leicht bewegte.

Er war da. Ganz in der Nähe. Und er wollte wieder Kontakt mit mir aufnehmen.

»Du musst Acht geben, John. Ihr alle müsst aufpassen. Es ist noch nicht vorbei. Das Böse gibt keine Ruhe, verstehst du? Es will alles, einfach alles ...«

Ich nickte und hoffte, dass diese Art der Antwort auch wahrgenommen wurde.

»Sei auf der Hut, John ...«

»Was ist es, Abbe?«, hauchte ich. »Bitte, wenn du kannst, dann sage es uns.«

»Ich kann es nur spüren, aber nicht sehen. Ich fühle nur, dass es stark ist. Es hat mich umgebracht, und es gibt nicht auf. Ich bin zu schwach, aber ihr dürft die Augen keinesfalls verschließen. Sage es auch Godwin. Er soll in meinem Sinne weitermachen. Ihm gehört der Würfel. Er soll ihn pfleglich behandeln. Er weiß, wie wertvoll er ist und noch sein wird ...«

Die Stimme war bei den letzten Worten schwächer geworden, was mir nicht gefiel, denn ich hatte das Gefühl, dass der Geist des Abbe dabei war, sich zu verabschieden.

Mein Blick traf den Würfel!

In seinem Innern blieb es nicht ruhig. Dort bewegten sich die dunkelroten Wolken, aber sie waren in ihren Bewegungen träger geworden, und genau das passte eben zum allmählichen Verklingen der Stimme.

»Bitte«, flüsterte ich. »Noch einen Hinweis ...«

»Nein, John. Kann nicht, MUSS weg, weit weg ... alles ... alles Gute. Versucht, zu überleben. Setzt eure Arbeit fort. Mein Leben ist vorbei. Endgültig für alle Zeiten. Irgendwann... irgendwann sehen wir uns wieder. Nicht mehr hier ... nicht mehr hier, sondern in einer anderen, sehr fernen Welt...«

Schwächer und schwächer wurde die Stimme, und schließlich war sie einfach verklungen.

Nichts mehr. Nicht der geringste Laut. Ich stand mit dem Würfel in der Hand da, schaute zwar auf ihn, hatte aber das Gefühl, ins Leere zu blicken. .

Der Schweiß auf meiner Stirn war kalt geworden. Er lag auf meinem Rücken und sorgte dafür, dass mein Unterhemd fest klebte. Auch zwischen meinen Händen und den Würfelwänden hatte sich ein Schweißfilm gebildet. Die leicht zitterige Bewegung vor mir lenkte mich ab. Es war die Fahne der Templer, die sich ein letztes Mal bewegte, wie um einen Abschiedsgruß zu schicken.

Dann fiel sie wieder schlaff nach unten und blieb so ruhig hängen, dass sie nicht mal nachzitterte.

Ich merkte den Druck in meiner Kehle. Ich wusste auch, dass der Abbe endgültig Abschied genommen hatte. Dieses Phänomen war mir nicht zum ersten Mal widerfahren, aber es berührte mich besonders tief, weil der Abbe ein guter Freund gewesen war.

Von der Seite her sprach mich Godwin de Salier an. »John ...«

Ich reagierte nicht.

»Bitte, John ...«

Langsam drehte ich den Kopf und schaute in ein sehr angespanntes Gesicht.

De Salier hielt die Hände zu Fäusten geballt. Er musste sich in der letzten Zeit die Haare gerauft haben, denn sie hingen ihm in die Stirn und klebten mit den Spitzen dort fest.

»Er ... er ... war da, nicht?«

Ich nickte.

»Und? Hast du ihn gesehen? Ist er dir erschienen, oder was ist geschehen?«

»Nein, das ist er nicht«, erwiderte ich mit leiser Stimme. »Ich habe ihn nur gehört. Er befand sich in meinem Kopf. Er hat mir eine letzte Botschaft gebracht. Obwohl seine Stimme neutral klang, habe ich genau gewusst, dass er es war.«

»Was sagte er denn? Wie geht es ihm? Hat er Grüße aus dem Totenreich bestellt?« Godwin schaute auf den Sarg, als wäre die Leiche in der Lage, ihm die Antwort zu geben.

»Es war kein freundlicher Abschied, wenn du das meinst, Godwin. Der Abbe wollte uns warnen.«

»Bitte?«

»Ja, Godwin, und ich denke nicht, dass wir die Warnung unterschätzen sollten. Er warnte uns vor einer Gefahr, die unweigerlich auf uns alle hier zukommt.«

»Welche denn?« flüsterte der Templer staunend.

»Tut mir Leid, Godwin, aber ich weiß es nicht. Er hat es mir nicht sagen können.«

»Aber es war eine Warnung?«

»Sicher. Nur eben zu allgemein gehalten.«

De Salier schloss für einen Moment die Augen. Innerlich war er aufgewühlt. Den Grund konnte ich mir gut vorstellen. Eine weitere Niederlage konnte er sich nicht erlauben. Wenn van Akkeren und seine Brut wieder zuschlugen, dann brauchten sie sich diesmal nicht auf einen Mann zu konzentrieren. Dann würden sie sich möglicherweise die Templer vornehmen, und das mit aller Konsequenz und Rücksichtslosigkeit.

»Dann ist er noch hier in der Nähe«, flüsterte Godwin, als er seine Augen wieder geöffnet hatte.

»Wir müssen leider davon ausgehen.«

»Aber du hast ihn nicht gesehen -oder?«

»Nein, das habe ich nicht.« Ich spürte wie Godwin etwas die

Übersicht verlor und seine Bewegungen hektischer wurden. Er ging neben dem Sarg auf und ab. Er bewegte dabei den Kopf wie jemand, der vergebens nach einem Feind Ausschau hält. Es war seine erste große, aber auch bittere Bewährungsprobe als Templer-Anführer-, und davor schien er sich zu fürchten.

»Bitte, Godwin, du darfst nicht die Nerven verlieren und jetzt in Panik verfallen.«

De Salier blieb stehen. Seine Augen waren groß, als er mich anschaute. »Das sagst du so leicht, John.«

»Ja, ich weiß. Aber es stimmt trotzdem. Reiß dich zusammen. Verliere bitte nicht die Kontrolle. Außerdem bist du nicht allein. Du hast Menschen, auf die du dich auch in gefährvollen Situationen verlassen kannst. Wenn du so denkst, sieht die Lage schon ganz anders aus.«

»Nein, John, nicht so. Ich habe es doch erlebt. Ich war dabei, als der Abbe starb. Van Akkeren hat mich ausgeschaltet. Ich bin kein Gegner für ihn gewesen, und das wird sich auch so fortsetzen. Glaube es mir. Es geht einfach nicht.«

»Trotzdem kann es nur die Ruhe bringen«, erklärte ich. »Jetzt den Kopf zu verlieren, wäre am schlimmsten.«

Er dachte über meine Worte nach und wurde auch ruhiger. »Ich weiß ja, dass du Recht hast. Trotzdem fürchte ich mich vor den kommenden Stunden, einschließlich der Beerdigung.«

»Das kann ich verstehen.«

»Und wie ergeht es dir?«

Ich wusste, dass er Worte brauchte, die ihn aufbauten, und nickte ihm vor der Antwort zu. »Es geht mir bestimmt nicht optimal, Godwin, aber ich stecke den Kopf nicht in den Sand. Wir wissen in gewisser Hinsicht Bescheid und können uns darauf einrichten, dass van Akkeren nicht aufgegeben hat.«

»Bringt uns das weiter?«

»Zumindest im Kopf«, erwiderte ich lächelnd. »Wir sind gewarnt und darauf gefasst, nicht mehr so leicht überrascht werden zu können. Das ist auch etwas. Außerdem werden wir

es nicht für uns behalten, denn wir müssen die anderen warnen.«

»Das wollte ich auch vorschlagen.« Er schaute mich an.
»Technisch ist wieder alles in Ordnung. Die Reparatur ist gelungen und wir haben wieder Kontakt mit der Außenwelt. Eine kleine Hoffnung, aber immerhin ist sie eine.«

»Das meine ich auch.«

Godwin drehte sich von mir weg und warf einen Blick in das starre Gesicht des Toten. Der Abbe sah wirklich aus wie ein Schlafender, der jeden Moment erwachen konnte, wenn man ihn anstieß.

Wir gingen auf leisen Sohlen zur Tür. Ich hatte sie zuerst erreicht und grübelte darüber nach, was der Geist des Abbe wohl gemeint haben könnte.

Es gab kein Resultat. Auch der Würfel hatte mir nicht geholfen. Da war die andere Seite wieder mal zu stark gewesen, und das ließ die Wut in mir hochsteigen.

Es musste mal ein Ende haben, denn auch ich wollte wieder gewinnen und nicht nur der anderen Seite das Feld überlassen. Denn das Glück, wie in der letzten Zeit, würde ich nicht immer haben ...

Vincent van Akkeren hatte alles perfekt vorbereitet und Sendrine Bloch sogar ein Fahrzeug besorgt, mit dem sie bequem in Richtung Alet-les-Bains fahren konnte.

Sie lebte zwar im Südwesten Frankreichs, aber von diesem Ort hatte sie zuvor noch nie etwas gehört, und sie wusste auch nicht, auf welch historisch-mystischem Gelände sie sich bewegte.

Auf der Karte hatte sie sich die Strecke eingezeichnet und rechnete mit vier Stunden, um das Ziel zu erreichen. Es wurde eine kurzweilige Fahrt in ihrem kleinen Clio, denn sie schaute

nicht nur auf die Fahrbahn, sondern dachte daran, was die Handtasche verbarg, die neben ihr auf dem Beifahrersitz lag.

Es war die Bombe!

Niemand, der hineinschaute, hätte sie als eine solche identifizieren können, denn sie sah völlig harmlos aus. Man hätte sie von außen her mit einem flachen und völlig normalen Nagel-etui verwechseln können. Die schmale Schachtel war mit einer dünnen Haut aus Leder überzogen. Sendrine hatte sich auch nicht getraut, das Etui zu öffnen, aus Angst, dass die Bombe plötzlich in die Luft flog und alles in der Nähe zerfetzte.

Es war ungewöhnlich, aber sie hatte nicht mal ein schlechtes Gewissen. Sendrine sah ihren Job als sehr cool an, als hätte sie nichts anderes in ihrem Leben gemacht. Dabei arbeitete sie als Erzieherin und war bemüht, junge Menschen auf den richtigen Weg zu bringen. Sie hatte nie etwas Böses getan, sie konnte auch nicht hassen, doch das hatte sich jetzt alles verändert. Sendrine dachte nicht weiter darüber nach. Auch wenn sie versuchte, so zu werden wie sie eigentlich war, gelang ihr dies nicht. Sie stand tatsächlich unter dem Einfluss des Anderen, der sie so sehr geprägt und verändert hatte.

Sie interessierte sich auch nicht für die Umgebung zu beiden Seiten der Fahrbahn. Für sie war es wichtig, voranzukommen, um die Beerdigung nicht zu verpassen.

Ein Onkel war gestorben. Ein Mensch, den sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen hatte. Und jetzt würde sie an seinem Grab und vor seinem Sarg stehen.

Jeder normale Mensch hätte nach seinen Gefühlen geforscht. Nicht Sendrine. Ihr war das auf eine gewisse Art und Weise egal. Sie dachte nur an ihren Job und auch an die Person, die ihn ihr vermittelt hatte.

Vincent van Akkeren! Welch ein Name - welch ein Mann. Ihre erste große Angst hatte sich verwandelt. Sie sah ihn jetzt aus anderen Augen an. Er war für sie faszinierend gewesen. Von ihm strahlte etwas ab, das die Schmetterlinge in ihrem

Bauch zum Fliegen gebracht hatte. Immer wenn sie an ihn dachte, erhöhte sich ihr Blutdruck, und sie hoffte stark, ihn wiederzusehen, wenn ihre Aufgabe beendet war.

Eigentlich war sie leicht. Ein Kinderspiel. Sie musste nur in die Kapelle gehen, sich unauffällig verhalten und das kleine Etui auf den Boden legen. Möglichst nahe an die Gruppe der Menschen. Dann würde sie die Kapelle verlassen, und van Akkeren würde die Bombe durch eine Fernzündung zur Explosion bringen.

Sie stand nicht mit ihm in Verbindung. Weder über Handy, noch auf eine andere Art und Weise. Er hatte ihr nur lächelnd erklärt, dass alles klappen würde und sie sich keine Sorgen zu machen brauchte.

Sie glaubte ihm. Sie glaubte ihm wie keinem Menschen zuvor. Dieser van Akkeren strahlte eine Sicherheit und Überlegenheit aus, die Sendrine als phänomenal bezeichnete. Ein derartiger Mensch war ihr wirklich noch nicht begegnet.

Die Autobahn hatte sie verlassen und fuhr in Richtung Süden durch ein bergiges Gelände, das ihr sehr oft einen guten Blick in die Ferne bot. Es gab hier unten nur wenige dichte Wälder, dafür breite Täler, deren Vegetation von der Sonne noch nicht verbrannt worden war, und die deshalb ihr sommerliches Kleid angelegt hatte.

Es waren Mandelbäume ebenso zu sehen wie prächtige Gewächse mit roten, blauen oder gelben Blüten und Blumen, die an manchen Hauswänden hochrankten.

Wie eine graue Schlange wand sich die Straße durch die Landschaft. Sie musste einen nicht sehr hohen Pass, den Col de l'Espinas überwinden, fuhr durch einen Ort, der Ajac hieß, und erreichte wenig später einen größeren mit dem Namen Limoux.

Es war gut, dass sie auf die Tankanzeige schaute. Zwar wäre sie mit dem Inhalt noch bis Alet-les-Bains und auch weiter gekommen, aber sie dachte auch an den Rückweg, den sie nicht mit halbleerem Tank fahren wollte. Deshalb bog sie auf das

Gelände einer größeren Tankstelle ein und stoppte vor einer der Säulen.

Sie war froh, sich bewegen zu können. Während des Tankvorgangs ließ sie die Tasche nicht aus den Augen und sah sich auch in der näheren Umgebung um.

Es herrschte nicht viel Betrieb. Ihr Blick glitt hinein in das freie Gelände, und sie entdeckte auch einen Wegweiser, auf dem der Name Alet-les-Bains zu lesen war. Sie konnte auf der Straße nach Süden bleiben. Es waren wirklich nur ein paar Kilometer, und sie lag gut in der Zeit.

Der Tankstelle angeschlossen war ein kleines Bistro. Als Sendrine zahlte, spürte sie den Hunger und auch den Durst. Da sie gut in der Zeit lag, konnte sie sich eine kleine Mahlzeit leisten.

Eine Minute später hatte sie das Bistro betreten, in dem die runden Tische mit den hohen Hockern standen. Man musste sich die kleinen Mahlzeiten selbst holen.

Sendrine entschied sich für ein mit Käse, Tomaten und Salatblättern belegtes Baguette, trank einen Kaffee ohne Milch und stellte auch eine Flasche Wasser auf ihr Tablett. Sie fand einen leeren Tisch in der Nähe des Fensters, aß und trank in aller Ruhe und wunderte sich selbst darüber, wie ruhig sie war.

Was sie vorhatte, erforderte verdammt gute Nerven. Selbst von einem Profi.

Das war sie nicht, aber sie zitterte auch nicht. Dieser van Akkeren hatte ihr einen regelrechten Push verpasst und auch ihre innere Einstellung völlig verändert. Dass sie bereit war, zahlreiche Menschen umzubringen, kam ihr nicht in den Sinn. Sie musste es tun, man verlangte es von ihr, und damit war für Sendrine Bloch die Sache erledigt.

Es war für sie ein neuer Lebensweg, den sie beschritten hatte. Von nun an würde alles anders werden.

Das Bistro war schwach besucht. Deshalb fiel ihr die Bewegung an der Tür auf. Ein Mann betrat den Raum. Er war ein

Chinesen, der seine dünne Lederjacke locker über die Schulter gelegt hatte und kurz nach der Tür stehen blieb.

Er schaute sich um.

Dabei bewegte er kaum den Kopf. Aber die Augen nahmen jedes Detail wahr. Für einen Moment schweifte der Blick auch über Sendrine hinweg, und sie spürte ein leichtes Kribbeln auf der Haut. Woher es stammte, konnte sie auch nicht sagen. So etwas war ihr sonst nicht passiert. Sie hatte den Chinesen noch nie zuvor gesehen, er tat ihr auch nichts, aber sie wusste genau, dass er ein besonderer Mann war. Das entnahm sie seinem Blick und seinen Bewegungen, die sehr sicher wirkten. Er ging an ihr vorbei und suchte sich ebenfalls einen Platz am Fenster aus. Die Sonne schien nicht allzu stark durch die Scheibe, weil Jalousien sie daran hinderten.

Der Chinese nahm einen Tee und aß ebenfalls ein Baguette. Es war alles so schrecklich normal, und Sendrine hätte ihm auch keine weiteren Blicke gegönnt, aber *sie* konnte nicht anders. Sie musste immer wieder den Kopf heben und auf seinen Rücken schauen. Etwas war mit dem Mann. Das spürte sie, aber sie stand auch nicht auf, um ihn anzusprechen.

Außerdem war er dabei, sein Handy hervorzuholen und zu telefonieren. Er musste auf seinen Gesprächspartner warten. Dann aber war er froh, ihn erreicht zu haben, denn er lachte bei seiner Begrüßung.

Er war kein Franzose, denn er sprach Englisch. Sendrine hätte bestimmt verstanden, was der Mann sagte, aber er sprach leider zu leise und redete auch nicht lange.

Zudem aß er schneller als sie. Sendrine trank ihr Wasser in langsamen Schlucken. Sie ließ den Chinesen dabei nicht aus den Augen, der allerdings mit sich und der Welt zufrieden zu sein schien und sich nicht einmal misstrauisch umschaute.

Schließlich rutschte er vom Hocker und wollte gehen. Dabei schaute er sich wieder um - und plötzlich trafen sich die Blicke der beiden fremden Menschen.

Sendrine schaffte es nicht schnell genug, den Blick zu senken. Für einen Moment fühlte sie sich von den Augen gebannt oder wie festgenagelt. Ein warmer Strudel durchströmte sie. Das Blut stieg ihr in den Kopf. Irgendwie fühlte sie sich ertappt.

Sie bekam ein kurzes, neutrales Lächeln zugeschickt, dann drehte sich der Mann um und ging mit langen Schritten auf den Ausgang zu.

Sendrine Bloch schaute ihm nach. Sogar noch, als er draußen an der großen und bis zum Boden reichenden Scheibe vorbeiging. Der Chinese drehte sich kein einziges Mal um. Er ging an dem Reklamestander für Eis vorbei und stieg in einen Wagen, der ein deutsches Fabrikat sein musste, ein kleiner BMW.

Der Chinese startete, fuhr in eine schnelle Kurve und war Augenblicke später ihren Blicken verschwunden.

Sie atmete auf. Sie schüttelte den Kopf, weil sie sich ihr Verhalten nicht erklären konnte. Es war einfach zu ungewöhnlich gewesen. Normalerweise wäre ihr dieser Mann gleichgültig gewesen, und sie konnte sich nicht erklären, weshalb er ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Auch wenn sie weit zurückdachte, sie hatte diesen Mann noch nie in ihrem Leben gesehen. Trotzdem baute sich in ihr etwas auf, das sie sich nicht erklären konnte.

Es war eine gewisse Vorsicht.

Sendrine schüttelte über sich selbst den Kopf. Sie trank das Glas leer. Der Durst war weg, der Hunger auch, und der restlichen Fahrt stand nichts mehr im Wege.

Sie verließ das Bistro, um zu ihrem Wagen zu gehen.

Wenig später fuhr sie wieder in Richtung Süden. Sie war jedoch nicht mehr so locker wie vor der Rast, und sie fragte sich, ob das mit dem fremden Chinesen zusammenhing...

Ich hatte meine Waffen wieder!

Das Kreuz, die Beretta, und Suko hatte sie mir überreicht, als hätte er damit eine heilige Handlung vorgenommen. Er war pünktlich eingetroffen, wir hatten uns umarmt, wir waren beide froh, nach den schrecklichen Ereignissen noch am Leben zu sein, und natürlich hatte mir Suko die besten Grüße meiner Freunde aus London übermittelt.

Auch Godwin de Salier war froh gewesen, Suko zu sehen. Er hatte uns dann allein gelassen, weil er selbst noch mit seinen Leuten reden musste.

So hatten Suko und ich uns zurückgezogen. Allerdings saßen wir nicht in meinem kleinen Gästezimmer, sondern in der kleinen Wohnung, die mal dem Abbe gehört hatte.

»Tja«, sagte Suko und nickte mir zu. »Jetzt sitzen wir hier, und einer fehlt.«

Ich nickte traurig. »Er wird auch nicht mehr zurückkehren. Ich habe seinen Tod nicht verhindern können. Selbst Raniel schaffte es nicht und Nora Thorn ebenfalls nicht. Sie sind alle entwischt. Mallmann, van Akkeren und Justine Cavallo.«

»Ich höre«, sagte Suko.

»Wie?«

»Die ganze Geschichte.«

Ich winkte ab. »Lieber nicht. Wir haben ja am Telefon kurz darüber gesprochen. Ich kann nur sagen, dass ich verdammt viel Glück gehabt habe. Wäre Nora Thorh nicht gewesen ...«, ich hob die Schultern, »dann würde ich jetzt nicht mehr leben, sondern nur noch existieren und als Vampir dem Blut der Menschen nachjagen.«

»Weißt du jetzt mehr über Nora?«

»Nein, Suko. Sie ist mir noch immer ein Rätsel. Aber ich weiß, dass sie von Außerirdischen entführt worden ist. Als sie dann wieder in ihre Welt zurückgeschickt wurde, besaß sie Kräfte, von denen ein normaler Mensch nur träumen kann. Man hat sie wohl zu einer Superfrau gemacht. Du hättest sehen müssen, wie sie gegen Justine Cavallo gekämpft hat. Da wäre

dir nichts mehr eingefallen, und eine Vampirin ist nicht eben schwach, wie du selbst weißt.«

»Das stimmt allerdings.« Suko lehnte sich zurück und reckte seine Arme. Sicherlich nicht ganz ohne Hintergedanken sagte er: »Diese Ruhe hier tut wirklich gut. Man kann sich kaum vorstellen, was hier wirklich passiert ist.«

»Es war leider so.«

»Aber jetzt ist es vorbei...«

Wieder hörte ich den Unterton aus der Stimme. »Du fragst das so seltsam, Suko. Warum?«

Er lächelte etwas bitter. »Weil ich einfach nicht glauben kann, dass es wirklich vorbei ist. Einer wie van Akkeren wird nicht aufgeben.« .

»Stimmt!«

Suko runzelte die Stirn, als er mich anschaute. »Das hört sich an, als wüsstest du mehr.«

»Möglich.«

Mein Freund schaute mich weiterhin an. Er wartete auf eine Antwort und war leicht ärgerlich, als er sie nicht bekam. »John, bitte, was ist mit dir?«

»Ich weiß nichts Konkretes.«

»Aha.«

»Dafür habe ich eine Botschaft erhalten.«

»Durch den Gral?«

»Nein, nein, der ist wieder in Avalon. Es war ein Anderer, der sich mit mir in Verbindung gesetzt hat.«

»Wer denn?«

»Der Abbe.«

Suko starrte mich an, als hätte ich ihm die größte Lüge der Welt aufgetischt. »Ich habe doch richtig gehört, John? Es war der Abbe. Das hast du gesagt.«

»Sehr richtig.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Er ist tot. Godwin und ich wollten noch von

ihm Abschied nehmen. Wir standen vor seinem Sarg, und Godwin holte den Würfel hervor...«

Ich berichtete Suko in allen Einzelheiten, was abgelaufen war, und er konnte nur staunen. Aber seine Reaktion hielt sich trotzdem in Grenzen, denn er wusste sehr genau, dass uns diese unheimlichen Dinge immer wieder passierten.

»Du bist sicher, dass es der Abbe gewesen ist?«

»Ja. Wer sonst? Natürlich hat er mit einer neutralen Stimme gesprochen, aber es gab einfach keine andere Möglichkeit, musst du wissen.«

»Klar, das verstehe ich.« Er nickte vor sich hin und strich danach über seine linke Wange. »Er hat euch damit etwas sagen wollen.«

»Warnen, Suko.«

»Vor wem?«

Ich verzog die Lippen. »Vor einer Gefahr. Mehr weiß ich auch nicht. Aber er konnte und wollte nicht konkret werden, und das ist eben das große Problem.«

Er stellte mir eine direkte Frage: »Bist du froh, wenn die Beerdigung vorbei ist?«

»Sieht man mir das an?«

»Ich denke schon.«

»Ja, ich bin verdammt froh, wenn ich alles hinter mich gebracht habe. Und ich hoffe, dass der Abbe wirklich seine letzte Ruhe finden wird.«

»Ja, das meine ich auch«, flüsterte er, lehnte sich zurück und fragte mit leiser Stimme: »Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, was passieren könnte?«

»Nein, Suko. Das ist unmöglich. Sollte van Akkeren tatsächlich einen Plan haben, dann ist seine verdammte Kreativität nahezu unerschöpflich. Um es allgemein auszudrücken: Wir müssen mit allem rechnen.«

»Mit einem Überfall.«

»Wenn du es so sehen willst. Ja, er ist hinterlistig, gnadenlos

und gefährlich. Das kennen wir von früher.«

Suko räusperte sich. »Es sieht nicht gut aus, wenn ich ehrlich sein will.«

Ich hob die Schultern. »Ändern können wir nichts. Wir müssen alles auf uns zukommen lassen.« Ich schaute auf das Kreuz und auf die Beretta. Beide lagen noch vor mir auf dem Tisch. »Aber jetzt habe ich meine Waffen wieder, und ich werde mir sie auch so leicht nicht mehr abnehmen lassen.«

»Das hoffe ich doch.« Suko blickte auf die Uhr, als ich das Kreuz umhängte und auch die Beretta wieder verschwinden ließ. »Wann soll die Zeremonie in der Kapelle denn beginnen?«

»Vielleicht in einer Stunde. Die Templer wollen warten, bis die Sonne tief gesunken ist. Wenn dann die Dämmerung anbricht, gehen wir hinaus in den Garten.«

»Ist das Grab bereits fertig?«

»Sicher. Willst du es sehen?«

»Gern.«

Wir standen auf. Ich warf noch einen Blick durch den Raum. Zwar sah ich den Knochensessel, aber das Zimmer kam mir trotzdem so leer vor, obwohl wir beide uns darin aufhielten. Es fehlte eben jemand, und derjenige würde auch nicht mehr zurückkehren ...

In einer Tüte hatte Sendrine Bloch noch ein Pfefferminzbonbon gefunden, das sie in den Mund steckte, als die Ortseinfahrt von Alet-les-Bains hinter ihr lag.

Die Gelassenheit der letzten Stunden war verschwunden. Jetzt, vor dem Ziel, wusste sie schon, dass ihr etwas Entscheidendes bevorstand. Sie merkte auch, dass ihre Handflächen feucht geworden waren und das Herz schneller klopfte. Sie hatte keine Ahnung, wo das Kloster genau lag, doch sie hatte

einen Mund, um zu fragen.

Als sie rechts herankam und vor einer Eisdiele halten wollte, meldete sich ihr Handy. Sendrine stoppte den Wagen erst, dann meldete sie sich.

»Ich bin es.«

Ein kräftiger Schauer durchrann sie. Plötzlich tummelten sich in ihrem Bauch wieder die Schmetterlinge, denn van Akkerens Stimme hatte wieder diesen sicheren Klang, der ihr so gefiel. Als Frau konnte man sich bei ihm geborgen fühlen. Dass er ihr ein Messer an die Kehle gesetzt hatte, war längst vergessen.

»Ja ...«

»Wo bist du?«

»In Alet-les-Bains.«

»Sehr gut. Aber noch nicht im Kloster?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir. Weißt du, wie du zu fahren hast?«

»Leider nicht. Ich wollte soeben fragen.«

»Nicht mehr nötig. Ich werde es dir erklären. Sag mir nur, wo du gerade stehst.«

Sendrine schaute sich um, entdeckte ein Straßenschild und gab den Namen durch.

»Ja, das ist gut. Du wirst kein Problem haben, das Kloster zu finden.«

Sie hörte genau zu, was ihr van Akkeren zu sagen hatte. Es war wirklich leicht, das Kloster zu erreichen, und sie bedankte sich für die Auskünfte.

Van Akkeren war noch nicht fertig. »Was ist mit der Bombe?«

»Liegt sicher in meiner Handtasche.«

»Ausgezeichnet. Man kann sich wirklich auf dich verlassen. Hätte ich von einer Bloch nicht gedacht.«

Sendrine wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Sie lächelte in sich hinein und bekam auch einen roten Kopf, weil dieses Lob sie verlegen machte. Sie sah wieder die Augen des Man-

nes vor sich, deren hypnotischem Blick sie nicht hatte entweichen können. Noch jetzt hatte sie den Eindruck, unter Hypnose zu stehen und zugleich das Gefühl, unter einer ständigen Beobachtung zu sein, wobei sie den Beobachter selbst nicht sah.

»Ein Mensch kann sich ändern«, flüsterte sie. »Besonders dann, wenn er jemand kennen lernt, der ihm diese Veränderung leicht macht.«

»Sehr gut gesagt.«

Sendrine holte tief Atem. »Wann sehen wir uns wieder?«, fragte sie vorsichtig.

Er lachte und sagte dann: »Lass dich überraschen.« Nach dieser sehr schwammigen Antwort unterbrach er die Verbindung.

Sendrine ließ das Handy sinken. Sie blieb noch für die Dauer von gut einer Minute im Wagen sitzen und schaute gegen die Scheibe. Dabei hatte sie den Eindruck, eine Bewegung in der Scheibe zu sehen. Es war kein Spiegelbild von außen, sondern das Gesicht des Mannes, mit dem sie noch vor kurzem gesprochen hatte.

Als sie hinfassen wollte, war das Gesicht verschwunden. Nur die Augen »glühten« noch nach.

»Verrückt«, flüsterte Sendrine, »ich bin einfach nur verrückt. Aber ich will auch verrückt sein, zum Teufel.« Sie lachte gegen den Wagenhimmel und startete endlich.

Vincent van Akkeren hatte ihr eine gute Beschreibung mit auf den Weg gegeben, denn das Ziel war sehr leicht zu finden. Es lag nicht direkt in der Stadt, sondern etwas außerhalb. Und es war nicht unbedingt als Kloster einzustufen, denn es gab keinen prächtigen Bau mit mehreren Flügeln, sondern eine normale, mit kleinen Pflastersteinen belegte Zufahrt, die an einer breiten Eingangstür aus schlichtem braunem Holz endete.

Die Schlichtheit war nur gespielt, denn bei genauerem Hinschauen sah sie schon die beiden Überwachungskameras, die

als Big-Brother-Augen die nahe Umgebung beobachteten.

Sendrine stellte den Motor ab. Noch einmal schloss sie die Augen und ballte die Hände. »Okay«, flüsterte sie vor sich hin. »Okay, du darfst jetzt keinen Fehler begehen. Du musst dich so locker benehmen wie immer. Nur keinen Verdacht erregen.«

Sie war ruhig. Sie wusste es. Sie wusste auch, dass sie es schaffen konnte.

Sehr langsam stieß sie die Tür auf. Auch wenn sie wahrscheinlich unter Beobachtung stand, schaffte sie es trotzdem, sich so normal wie möglich zu bewegen und die künstlichen Augen zu ignorieren. Die Handtasche mit den langen Trageriemen hatte sie über die linke Schulter gehängt. Sendrine glaubte nicht, dass sie durch ihr Auftreten Verdacht schöpfte. So wie sie bewegte sich jede normale Frau.

Vor der Tür blieb sie stehen. Es gab eine Klingel und darunter die Rillen einer Sprechanlage. Sie drückte den Knopf nicht zu lange und auch nicht zu kurz, denn sie wollte sich auch jetzt wie eine normale Besucherin verhalten.

Zuerst passierte nichts. Dann knackte es hinter den Rillen. Einen Moment später drang die Stimme an ihre Ohren.

»Ja bitte, wer ist dort?«

»Mein Name ist Sendrine Bloch. Ich hätte gern denjenigen Menschen gesprochen, der das Kloster hier leitet.«

Der Frager sagte nichts mehr. Sendrines Name musste ihn regelrecht geschockt haben.

»Bitte«, hörte sie dann nach einer Weile und nahm auch die Veränderung in der Stimme wahr. »Wer sind Sie?«

»Sendrine Bloch.«

»Und was wollen Sie?«

Jetzt kam es darauf an. Sie hatte sich die Worte gut zurechtgelegt und sagte mit einer Stimme, in der leichte Trauer mitschwang. »Ich erfuhr, dass mein Onkel gestorben ist, und möchte, wenn eben möglich, an seiner Beerdigung teilnehmen. Denn ich denke, dass ich es ihm schuldig bin.«

Die Antwort war noch immer nicht der Sesam-Öffne-Dich. Stattdessen sagte der Mann: »Tut mir Leid, Mademoiselle, ich kann mich nicht erinnern, dass der Abbe eine Nichte gehabt hat.«

»Es stimmt. Wir haben uns über Jahre hinweg nicht gesehen. Da mein Vater nicht zur Beerdigung kommen kann und meine Mutter ebenfalls nicht, hat man mich geschickt.«

»Und woher wissen Sie, dass Ihr Onkel tot ist?«

»Ich weiß es eben.«

»Tut mir Leid, aber das ist mir als Antwort zu wenig. Da müssen Sie schon konkreter werden.«

Sendrine wusste genau, dass sie beobachtet wurde, und versuchte, möglichst locker zu sein. »Sie werden mir nicht glauben.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

»Ich hörte es.«

»Von wem?«

»Nun ja, man kann es nicht eben als Stimme bezeichnen, aber es war plötzlich da. Ich würde mehr von einer Botschaft sprechen, die mich erreicht hat.«

»Genauer.«

»Im Schlaf weckte mich eine Stimme. Ich habe sie zunächst nicht erkannt. Erst als er sich mir vorstellte, war mir klar, wer da gestorben ist. Mein Onkel wollte, dass ich bei seiner Beerdigung dabei bin. Ich habe es dann versprochen und bin nun hier.«

»Ja, das stimmt wohl.« Sie hörte das Stöhnen aus der Stimme heraus. »Es ist nur sehr ungewöhnlich ...«

»Bitte.« Sendrine unterbrach ihn. »Ich möchte Ihnen wirklich keine Schwierigkeiten machen, aber es ist mir ein Bedürfnis, meinen Onkel noch mal zu sehen, auch wenn ich ihn zum letzten Mal als Kind zu Gesicht bekommen habe.« Sie hoffte, die richtigen Worte gefunden zu haben und wartete auf die endgültige Reaktion.

Noch tat sich nichts.

Bittend lächelte sie gegen ein Auge der Kamera. »Warum wollen Sie mir nicht diesen Wunsch erfüllen?«

Es dauerte diesmal nicht so lange, bis sie eine Antwort erhielt. »Ja, ich habe mich entschlossen, Sie einzulassen. Warten Sie einen Augenblick, ich werde öffnen.«

Der Augenblick dauerte ungefähr eine halbe Minute. Wahrscheinlich besprachen sich die Templer noch. Sendrine hatte den Kopf gesenkt. Sie riss sich auch zusammen, denn niemand sollte ihr den Triumph ansehen. Jedenfalls war die erste große Hürde genommen. Zudem hatte sie sich so gekleidet, dass man ihr den Besuch auch äußerlich abnehmen musste. Sie trug eine helle Bluse, darüber eine dunkle Jacke, und die Beine waren von einer ebenfalls dunklen Hose bedeckt. Sie hatte sich auch mit dem Schminken zurückgehalten und nur ein wenig Rouge auf ihre Wangen gelegt.

Als sie den Summton hörte, klopfte ihr Herz schneller, und sie drückte die Tür auf.

Diesmal lächelte sie.

Aber es war ein böses Lächeln ...

Wir kannten uns beide im Garten des Klosters aus, auch wenn dort immer wieder an- und umgebaut wurde. Es war ein sehr gepflegtes Areal, in das man den kleinen Nutzgarten integriert hatte. Ansonsten wuchsen hier nicht zu hohe Bäume, die zu viel an Licht weggenommen hätten, aber trotzdem genügend Schatten spendeten, damit es nicht zu heiß wurde, wenn die Sommersonne am Himmel stand.

Der Garten war von einer Mauer aus Stein umgeben, die nicht so leicht überklettert werden konnte. Und im Schatten dieser Mauer, auf einem Stück Rasen, war das Grab für den toten Abbe ausgehoben worden.

Wir nahmen den direkten Weg. Unter unseren Füßen schabten die kleinen Kieselsteine gegeneinander, als wollten sie mit ihrer Musik unseren Weg begleiten.

Die Sonne war tiefer gesunken. Allerdings stand sie noch nicht so schräg, um nicht gesehen zu werden. Ihre Strahlen fielen nur in einem anderen Winkel in den Garten und legten einen Schleier über die Beete und die Rasenflächen.

Schatten waren trotzdem entstanden. Unter anderem dort, wo das offene Grab mit dem Erdhügel zu sehen war. Ein buschiger Kugelahorn beschützte es. Im Sommer stand er in vollem Laub. Im Winter würde er eine Decke aus Laub über das Grab legen.

Vor dem Grab blieben wir stehen. Wir sagten beide nichts und hingen unseren Gedanken nach. Ich beschäftigte mich mit der Vergangenheit. Vieles tauchte wieder auf, was der Abbe, meine Freunde aus London und ich gemeinsam erlebt hatten.

Manches Mal hatten wir durch die Hölle gehen müssen. Ich dachte an die Erblindung des Templer-Führers und daran, dass er sie nur verloren hatte, weil ich den Dunklen Gral aus meinen Händen gegeben hatte, der sich seit dieser Zeit in Avalon befand.

Ich musste einfach sprechen und sagte zu Suko: »Nichts ist ewig. Nichts ist für immer.«

»Stimmt.«

»Es hat mich nur geschockt, dass alles so schnell und plötzlich passierte. Praktisch ohne Vorwarnung. Das hätte ich beim besten Willen nicht voraussehen können.«

»Kann das jemand?«

»Nein. In der Regel nicht.«

»Ich sehe es als ein gutes Omen an«, sagte Suko. »Ich möchte meine Zukunft gar nicht wissen, und das meine ich ehrlich.«

»Es wäre auch schlimm.« Da stimmte ich Suko voll und ganz zu. Aus diesem Grunde hatte ich es auch vermieden, mich näher mit dem Rad der Zeit zu beschäftigen, das in Aibon

einen sicheren Platz gefunden hatte. Es hätte mir die Zukunft zeigen können, wenn es nach rechts gedreht worden wäre, aber das wollte ich nicht, denn ich hatte bereits meine schrecklichen Erfahrungen machen müssen und den Tod meiner Eltern vorausgesehen. Immer wenn die Zukunft präsent wurde, war der Tod nahe.

Man konnte auf diesen Wegen im Garten nicht lautlos gehen. So hörten wir das Knirschen hinter uns. Jemand näherte sich uns und dem Grab, und so drehten wir uns um.

Zwei Personen kamen auf uns zu. Sie durchliefen einen langen Baumschatten. Trotzdem erkannten wir den neuen Führer der Templer, Godwin de Salier. Er hatte eine Besucherin mitgebracht, eine junge Frau, die wir nicht kannten.

Sie trug einen dunklen Hosenanzug und eine helle Bluse. Über die linke Schulter hatte sie die Riemen einer Tasche gehängt. Ihr Haar war dunkelbraun. Es wuchs dicht und war zu einer halblangen, etwas strähnigen Frisur geschnitten worden. Das Alter der Frau schätzte ich auf Ende Zwanzig.

Vor uns blieben die beiden stehen. Sie lächelten, aber Godwins Lächeln kam mir gequält vor, und seine Augen blickten skeptisch.

»Wir haben Besuch bekommen«, sagte er.

»Ja, das ist nicht zu übersehen.«

Die junge Frau streckte mir die rechte Hand entgegen. »Damit Sie Bescheid wissen, ich heiße Sendrine Bloch ...«

Nein, wollte ich sagen, aber ich sagte nichts und hielt meine Antwort im letzten Augenblick zurück. Dennoch war mir die Überraschung anzusehen, und meinem Freund Suko bestimmt auch, denn die Besucherin lächelte etwas mokant.

»Ich sehe, dass Sie mit meinem Besuch nicht gerechnet haben, Messieurs.«

»Nicht mit einer Sendrine Bloch.«

»Ich bin die Nichte.«

Mein Blick fiel in ihre dunklen Augen. Argwohn und Hinterlist sah ich darin nicht. Trotzdem kämpfte ich noch immer mit der Überraschung. »Von einer Nichte hat der Abbe nichts erzählt«, sagte ich. »Tut mir Leid, aber da sehen Sie mich völlig perplex. Warum hat er Sie uns verschwiegen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber wir beide kennen uns«, sagte Suko.

»Ja, von der Raststätte. Sie sind mir ebenfalls aufgefallen. Da wusste ich noch nicht, dass Sie auch zur Beerdigung meines Onkels fahren würden.«

Ich begriff so gut wie nichts mehr, aber das war auch nicht wichtig. Jetzt zählte nur, dass sie gekommen war, und ich erkundigte mich, wie sie vom Tod ihres Onkels erfahren hatte.

Frei und offen berichtete sie von der Botschaft, die sie sich nicht hatte erklären können. Aber sie hatte den Drang gespürt, nach Alet-les-Bains zu fahren, um ihrem Onkel das letzte Geleit zu geben.

»Ich habe ihn seit meiner Kindheit nicht gesehen. Jetzt überkam mich schon ein schlechtes Gewissen.«

»Ich habe es akzeptiert, John!«, erklärte Godwin.

»Ja, natürlich.«

»Aber ich wollte euch unbedingt Bescheid geben. Sendrine möchte sich ein wenig frisch machen. Ich werde sie zu einem Gästezimmer begleiten.«

»Ja, das ist wohl richtig.«

»Wir sehen uns dann später«, verabschiedete er sich mit leiser Stimme bei uns und drehte sich dann um.

Suko und ich blieben am Grab zurück. Erst als die Schritte nicht mehr zu hören und die beiden nicht zu sehen waren, sprachen wir wieder miteinander.

»Sendrine Bloch«, sagte ich mit leiser Stimme. »Hast du damit rechnen können?«

»Nein, John. Es hat mich völlig überraschend getroffen. Das war ...«, er hob die Schultern. »Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Er hat nie über sie gesprochen.«

»Klar, John. Aber hat der Abbe je etwas über seine Vergangenheit gesagt?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Eben.«

Ich schwieg und schaute zu Boden wie jemand, der jeden Stein einzeln zählen will. »Trotzdem ist mein Misstrauen nicht verschwunden«, sagte ich mit leiser Stimme. »Ich habe dir doch von Blochs Warnung erzählt. Von der Gefahr, die auf uns zukommen soll. Das habe ich nicht vergessen.«

»Hältst du Sendrine für diese Gefahr?«

»Das weiß ich nicht. Ungewöhnlich ist ihr Erscheinen schon. Auch deshalb, wie sie von dieser Beerdigung erfahren hat.«

»Aber nicht auszuschließen.«

»Nein, das nicht.«

Ich schob meine Hände in die Hosentaschen. »Du hast sie doch auf der Raststätte gesehen, Suko. Ist dir dabei etwas aufgefallen?«

»Überhaupt nichts. Sie hat sich völlig normal benommen. Da kann ich nichts Negatives sagen. Nur, dass auch mir ihr Erscheinen hier ungewöhnlich vorkommt.«

»Klar.«

»Und du glaubst noch immer, dass sie die Gefahr ist, von der Blochs Geist gewarnt hat?«

»Ich bin mir nicht sicher. Wenn ich ehrlich sein soll, hat sie mir nicht eben gefährlich ausgesehen. Obwohl das auch nicht immer stimmt. Unsere Gegner können sich verdammt gut tarnen.«

»Wir sollten Sendrine Bloch testen«, schlug Suko vor.

»Gut. Mit dem Kreuz?«

»Daran habe ich gedacht. Obwohl ich noch mal beteuern

muss, nichts Auffälliges an ihr entdeckt zu haben. Sie schaute uns offen und frei an. War nicht mal überrascht.«

Suko zuckte die Achseln. »Egal, ich überlasse die Dinge dir, John. Fest steht, dass Sie Godwin hat überzeugen können, und sie wird deshalb der Beerdigung auch beiwohnen.«

Suko schnickte mit den Fingern. »Täusche ich mich oder ist es dir nicht mal unangenehm?«

»Richtig. Sie will dabei sein. Falls sie etwas im Schilde führt, haben wir sie unter Kontrolle.«

»Das ist auch ein Argument.«

Wir erhielten Besuch. Godwin de Salier kehrte wieder zurück. Er hatte Sendrine Bloch in ihr Zimmer gebracht. Der Gesichtsausdruck des Templers sah nicht eben glücklich aus, und das hatte nichts mit dem leeren Grab zu tun, in das er schaute.

»Mir gefällt das alles nicht, wenn ich ehrlich bin. Diese Person ist mir einfach zu plötzlich erschienen. Der Abbe und ich, wir haben uns nicht nur gut verstanden, zwischen uns hat sich sogar ein Vertrauensverhältnis aufgebaut. Er hätte mir doch von seiner Nichte erzählen können. Das hat er nicht getan, aus welchen Gründen auch immer. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich ihretwegen geschämt hat. Und von einem leiblichen Bruder habe ich ebenfalls nie etwas von ihm gehört. Deshalb habe ich meine Bedenken. Ich habe auch die Warnung nicht vergessen und habe, was mir im Nachhinein noch unangenehm ist, Sendrine Bloch sogar nach Waffen durchsucht.«

»Und?«

»Nichts. Ich fand weder ein Messer, noch eine Pistole bei ihr. Sie war sauber. Und negativ auf das Kreuz in ihrem Zimmer hat sie auch nicht reagiert. Was soll ich also machen?«

»Nichts«, sagte ich.

»Das ist nicht viel.«

»Wir lassen alles so laufen, Godwin.

Denke immer daran, dass wir sie in der Kapelle unter Kon-

trolle haben.«

»Das stimmt schon. Trotzdem könnt auch ihr mir mein ungu-
tes Gefühl nicht wegzaubern ...«

Wir hatten die Nichte des Verstorbenen in der folgenden Zeit nicht mehr zu Gesicht bekommen, weil sie in ihrem Zimmer geblieben war. Mit unserer Neugierde hatten wir es nicht auf die Spitze treiben wollen und waren dem Raum deshalb fern geblieben.

Trotzdem fragten wir uns, was sie dort trieb. Trauerte sie? Versteckte sie sich oder ging sie mit sich ins Gericht? War sie vielleicht doch ein trojanisches Pferd und die große Gefahr, vor der wir gewarnt worden waren?

Es gab einige Gründe, dies anzunehmen. Wir hatten uns auch nicht von ihrer etwas schüchternen Haltung täuschen lassen, das konnte alles gespielt sein, aber auf der anderen Seite hatte Godwin bei ihr auch keine Waffe gefunden.

Suko war mit in mein Gästezimmer gekommen. Er stand am Fenster und schaute gegen den Ausschnitt des Himmels, während ich auf dem Stuhl hockte und grübelnd zu Boden blickte.

»Du denkst an die Zukunft, John!«, riss er mich aus meinen Gedanken.

»Stimmt.«

»An welche? An unsere?«

»Weniger. Mir gefällt es nicht, dass van Akkeren so hat zuschlagen können. Was ihm früher nicht gelang, das hat er jetzt in einem Handstreich geschafft, und das trotz vieler Widerstände. Das ist es, was mich beunruhigt, Suko.«

»Klar, verstehe ich.«

Er drehte sich um. »Godwin hat ein verdammt schweres Erbe übernommen. Wir können nur hoffen und ihm die Daumen

drücken, dass er es bewältigt. Selbst dem erfahrenen Abbe ist es letztendlich nicht gelungen.«

»Vergiss nicht, dass wir auch noch da sind.«

»Nur weit weg.«

Ich hob die Schultern. »Willst du umziehen und den Job von hier aus machen?«

»Wer spricht denn von so etwas. Ich kann nur hoffen, dass van Akkeren sich nicht zu sehr auf diesen Teil seiner Gegner hier konzentriert und dabei mehr an uns denkt. Letztendlich sind wir es gewesen, die ihn damals in die Hölle geschickt haben. Das hat er nicht vergessen. An dir hat er sich schon die Zähne ausgebissen, wobei er ja noch mit Mallmann eine Verbindung eingegangen ist. Da wird auch einiges auf uns zukommen, denke ich.«

Ich hob den Kopf an. »Darauf warte ich, zudem gibt es noch eine dritte Person.«

»Justine Cavallo, meinst du?«

»Ja, auch sie hat sich hier herumgetrieben. Sie konnte verscheucht werden, denn die Templer waren schlau und haben das Innere des Klosters mit Weihwasser besprenkelt. Damit hat sie nicht gerechnet und ist geflohen.« Ich stand auf. »Egal, wie wir es drehen und wenden. Wir wissen Bescheid, dass etwas geschehen wird, aber das war schon immer so, wenn du dich erinnerst.«

»Klar.«

Ich schlug meinem Freund auf die Schulter. »Jedenfalls freue ich mich, dass du hier bist und ich meine Waffen zurückhabe. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich fühlte. Ich war stets auf die Hilfe Anderer angewiesen.«

»Es ist ja noch mal gut gegangen.«

Das stimmte alles. Darauf anlegen wollte ich es nicht. Man soll das Schicksal nicht zu stark herausfordern.

Für uns wurde es Zeit, zu den Templern zu gehen. Die Temppler wollten sich vor der Kapelle versammeln, um gemeinsam

hineinzugehen. Es sollte keine Totenmesse werden, sie würden auf ihre Art von ihrem Oberhaupt Abschied nehmen, in einer schlichten Zeremonie, die zu ihnen passte.

Keiner der Männer hatte Trauerkleidung angelegt. Sie trugen ihre hellen Gewänder mit den roten Templerkreuzen auf dem Rücken. Die Gesichter der Männer zeigten uns, wie ernst und gesammelt sie waren. Es wurde kaum gesprochen, und wenn, dann sehr leise.

Als sie uns sahen, nickten sie uns zu. Godwin de Salier löste sich von der Gruppe. Er kam zu uns und blickte uns fragend an.

»Alles in Ordnung?«

»Bis jetzt schon«, sagte Suko.

»Das ist gut.«

»Wo ist Sendrine?«, wollte ich wissen.

»Ich habe sie hier noch nicht gesehen. Aber sie weiß Bescheid, wann die Trauerfeier beginnt. Ich glaube kaum, dass sie sich verspätet.« Er schüttelte den Kopf und sprach leise weiter. »So richtig klar gekommen bin ich mit ihrer Anwesenheit noch immer nicht. Sie tauchte so überraschend auf, dass ich es noch immer nicht fassen kann.«

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte ich ihn. »Wir werden ein Auge auf sie haben.«

»Danke.«

Er nickte uns noch mal zu und ging wieder zu den anderen Templern. Die Tür der Kapelle war noch geschlossen. Zwischen den Wänden hatte sich eine seltsame Atmosphäre ausgebreitet. Es war eine Spannung, die mich frösteln ließ.

Auch Suko sah sehr ernst aus. Seine Blicke waren ständig unterwegs und schauten auch hoch zur Treppe hin. Wobei er nicht der Einzige war, denn auch die Templer blickten sehr oft in diese Richtung. Natürlich hatte ihnen Godwin von der Besucherin berichtet. Ich konnte mir vorstellen, dass sich die flüsternden Gespräche der Männer zum großen Teil um sie drehten.

Es war Godwin persönlich, der die Tür zur Kapelle öffnete. Die Templer stellten sich in einer Zweierreihe nebeneinander. Sie würden als Prozession die Kapelle betreten und darin die Stammplätze einnehmen. Wir ließen ihnen als Gäste den Vorrang und würden uns mehr im Hintergrund halten.

Die Tür war noch nicht ganz offen, und es hatten auch noch nicht alle Templer die kleine Kapelle betreten, als wir die Echos der Schritte auf der Treppe hörten. Auch ohne uns umzudrehen und hinzuschauen, wussten wir, wer dort kam. Der leichte Klang der Schritte ließ auf eine Frau schließen.

Sie war es dann auch.

Sendrine Bloch ging langsam. Sie bewegte sich wie eine Fremde, was sie letztendlich auch war. Ihr Gesicht war ernst. Das dunkle Kostüm passte zum Anlass. Auf mich wirkte sie wie ein Todesbote.

Da wir ihr den Weg in die Kapelle versperrten, musste sie erst an uns vorbei. Höflicherweise hätten wir zur Seite treten müssen, das taten wir jedoch nicht.

Sie blieb stehen und versuchte es mit einem Lächeln. »Ich bin doch nicht zu spät gekommen - oder?«

»Nein«, sagte ich.

»Dann ist es gut.«

»Man wundert sich, dass Sie überhaupt kamen, Sendrine.«

»Stimmt. Darüber wundere ich mich ebenfalls. Ich kann es noch immer nicht begreifen. Aber das ist nun mal so. Sie können es glauben oder nicht, aber ich habe diese Einladung oder Botschaft tatsächlich auf eine derartig ungewöhnliche Art und Weise bekommen. Sie können sich vorstellen, wie geschockt und überrascht ich war.«

»Das ist menschlich.«

Sie schaute an uns vorbei auf die Rücken der Templer. Sehr langsam betraten sie die Kapelle. Dann hob Sendrine die Schultern und machte einen etwas verlegenen Eindruck. »Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten, aber Sie scheinen nicht zu

den anderen hier zu gehören.«

»Warum nicht?«, fragte Suko.

»Sie tragen nicht die Gewänder.«

»Wir sind Freunde.«

»Auch Templer?«

»Nein.«

»Das hätte mich gewundert.«

»Warum?«

Sendrine schaute Suko an. »Ach, nur so.« Sie fuhr über ihr Haar. »Waren Sie sehr eng mit meinem Onkel befreundet?«

»Ja«, sagte Suko, »wir waren eng befreundet. Wir haben uns gegenseitig geholfen, auch wenn uns eine weite Entfernung trennte, aber das machte nichts.«

»London?«

»Richtig getippt.«

»Ich war zwei Mal dort. Es war mir aber zu kalt.« Sendrine lächelte. »So gehe ich eben hier in Frankreich meiner Tätigkeit nach. Ich bin Erzieherin in einem Kinderhort. Die Kleinen werden mich vermisst haben, aber ich konnte einfach nicht anders. Ich musste herkommen. Mich drückten plötzlich Schuldgefühle.«

Das klang alles sehr plausibel, und es war auch nichts dagegen einzuwenden. Trotzdem waren meine Bedenken nicht verschwunden. Nach wie vor traute ich Sendrine Bloch nicht über den Weg.

Ich hatte mein Kreuz in die rechte Tasche gesteckt, um es schnell hervorholen zu können, wenn es darauf ankam. Als ich jetzt meine Hand für einen Moment darum schloss, durchströmte mich ein wunderbar warmes Gefühl der Dankbarkeit. Es tat einfach gut, mich wieder darauf verlassen zu können. Der Frau hatte ich meine linke Körperseite zugekehrt, so sah sie nicht, wie ich den silbernen und geweihten Talisman hervorholte. Erst als ich mich umdrehte und den rechten Arm nach vorn streckte, sah sie, was auf meiner Handfläche lag.

Im ersten Augenblick reagierte Sendrine nicht. Sie war einfach nur sprachlos. Dann hörten wir, wie sie Luft holte. »Was ist das?«, fragte sie leise.

»Ein Kreuz.«

»Ja, das sehe ich. Aber ... aber ...«, sie begann zu stottern. »Ich habe noch nie in meinem Leben ein derartiges Kreuz gesehen.«

»Kann sein.« Ich blieb weiterhin sehr freundlich. »Gefällt es Ihnen denn?«

»Es ist wunderschön«, flüsterte sie.

»Wollen Sie es mal in die Hand nehmen?« Es war ein wichtiger Test, und ich war gespannt, wie sie darauf reagierte.

Sie hob die Schultern. »Nein oder ja ...«

»Was denn?«

»Später vielleicht«, flüsterte sie. »Dann schaue ich es mir genauer an. Danke, dass Sie es mir erlauben, aber jetzt sollten wir in die Kapelle gehen. Ich möchte nicht zu spät kommen.«

So also lief es. »Klar«, erwiderte ich lächelnd. »Sie haben Recht. Es ist nicht gut, wenn man zu spät kommt.« Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden und hatte den Eindruck, dass Sendrine Bloch auf eine gewisse Art und Weise erleichtert war. Darauf geschworen hätte ich allerdings nicht, und so ließ ich sie in Ruhe.

Sie hatte sich bereits umgedreht und ging mit sehr zögerlichen Schritten auf die offene Tür der Kapelle zu. Ich hatte Sendrine schnell erreicht und blieb an ihrer Seite.

»Haben Sie die Leiche Ihres Onkels schon gesehen?«

»Nein.«

»Sie hätten Gelegenheit gehabt.«

»Ich weiß«, gab sie zu. »Aber Sie müssen mich recht verstehen, Monsieur Sinclair. Ich habe es einfach nicht über mich gebracht. Es ist für mich zuviel gewesen. Über Jahre hinweg hatte ich keinen Kontakt mit ihm, und ihn plötzlich als Toten zu sehen, das ist nicht mein Fall. Das wollte ich mir nicht

antun. In der Gruppe ja, doch als Einzelperson habe ich mich einfach davor gefürchtet.«

»Kann ich verstehen.«

»Ich hole es nach.«

Wir hatten die Schwelle überschritten. Zumindest ich hatte das Gefühl, das Reich des Todes zu betreten, in dem die Lebenden einfach nur als Gäste geduldet wurden.

Die Templer hatten bereits ihre Plätze eingenommen und sich in den Bänken verteilt. Jeder wusste immer genau, wo er zu sitzen hatte. Auch jetzt hatte sich daran nichts verändert.

Das Tageslicht war noch vorhanden, aber schwächer geworden. Und so sickerte auch nicht viel durch die schmalen Fenster in das Innere der Kapelle.

Es waren Kerzen angezündet worden. Sie verteilten ihr Licht wie Geister innerhalb der Kapelle, ohne allerdings den gesamten Raum erleuchten zu können. Es gab noch genügend dunklere Stellen, in denen sich die Schatten zusammengefunden hatten und dort finstere Inseln bildeten. Um den offenen Sarg herum war die Anzahl der Kerzen verdreifacht worden. Jemand hatte dem Sarg eine andere Position gegeben und ihn an seinem Kopfende höher gestellt. So konnte jeder der Anwesenden hineinschauen, egal, auf welchem Platz er saß.

Auch ich blickte hinein und sah wieder das Gesicht des toten Freundes. Auf mich wirkte es wie aus Marmor gehauen. Die Haut sah so anders aus. Auch der Kerzenschein konnte die Blässe nicht verschwinden lassen. Die Lippen waren geschlossen, doch es hätte mich nicht gewundert, wenn er sie plötzlich geöffnet hätte, um uns zu begrüßen.

Sendrine machte ihr Versprechen wahr. Sie ging tatsächlich bis zum Fußende des Sargs, um sich ihren verstorbenen Onkel anzuschauen.

Niemand sprach sie an. Man ließ sie einfach in Ruhe Abschied nehmen, aber die Blicke der Templer galten schon ihr. Wobei die Männer immer zur Seite schielten.

Etwa eine Minute hielt sie es aus. Dann drehte sie sich um und ging wieder zurück, um sich ihren Platz zu suchen. Wir schauten sie dabei an. Ich wollte an ihrem Gesichtsausdruck herausfinden, was sie dachte, aber die Züge blieben starr.

Suko und ich hatten uns, vom Eingang aus gesehen, die linke Bankseite ausgesucht. Sendrine Bloch kam nicht zu uns. Sie fand ihren Platz auf der anderen Seite.

»Und?«, wisperte mir Suko zu.

»Abwarten.«

»Du traust ihr noch immer nicht?«

»So ist es.«

»Aber den Kreuztest hat sie bestanden.«

Ich runzelte die Stirn. »Hat sie das wirklich? Sie staunte über die Schönheit des Kreuzes, aber sie hat es nicht an sich nehmen wollen. Das ist schon komisch.«

»Sieh es locker, John. Nicht alle sind so begeistert.«

»Wir werden sehen.«

Beide hielten wir den Mund, denn es war Godwins Aufgabe, die letzten Worte über den Toten zu sprechen. Er stellte sich hinter den Sarg. Sicherlich hatte er sich seine Rede zurechtgelegt, doch jetzt, wo er vor der ersten Aufgabe als neuer Tempel-Führer stand, fehlten ihm einfach die Worte.

Jeder der Anwesenden sah, wie er einen innerlichen Kampf ausfocht. Er bewegte seine Hände, die mal gestreckt waren und sich dann wieder zu Fäusten schlossen. Um die Mundwinkel herum zuckte es. Er kämpfte mit den Tränen, er schüttelte den Kopf, straffte seinen Körper und versuchte immer wieder, sich zusammenzureißen.

Jeder verstand ihn. Da kann man sich noch so gut auf etwas vorbereiten, aber wenn es dann soweit ist, steht man da und ist einfach sprachlos.

Ich konnte ihm nicht helfen. Mir selbst saß ein Kloß im Hals. Auch meine Hände hatten sich zu Fäusten geballt, auf meinem Gesicht lag Schweiß.

»Liebe Freunde«, begann Godwin de Salier schließlich. »Ich weiß, wie schwer es für uns alle ist, die wir uns hier versammelt haben, um einem Mann die letzte Ehre zu erweisen, der durch eine brutale Tat aus dem Leben gerissen wurde. Dass der Mörder noch frei herumläuft und dass er sich uns als weitere Opfer ausgesucht hat, darf uns nicht davon abhalten, das zu tun, was getan werden muss. Wir werden dem Abbe ein Begräbnis geben, das er verdient hat. Wir werden seine Hülle in die Klostererde versenken, und sein Grab wird uns immer daran erinnern, dass wir in seinem Sinne weiter gegen das Böse kämpfen müssen. Ich habe vor seinem Tod noch lange mit ihm gesprochen. Ich weiß deshalb, dass es für uns eine Pflicht ist, nicht aufzugeben, und wir werden uns dieser Pflicht stellen.«

Es waren gute und treffende Worte, die Godwin de Salier fand. Jeder hörte zu. Keiner bewegte sich. Wie Statuen wirkten die Templer in ihren hellen Gewändern mit den roten Kreuzen auf dem Rücken.

Die Szene wirkte wie eingefroren, weil sich keiner bewegte.

Wirklich keiner?

Doch es gab jemanden, der sich bewegte. Ich bekam es aus dem rechten Augenwinkel mit.

In der Bankreihe an der anderen Seite stand als einzige Person Sendrine Bloch. Sie hatte sich gebückt. Im ersten Augenblick dachte ich, dass sie sich hinsetzen wollte, weil sie weiche Knie bekommen hatte, denn nicht für jeden ist eine Trauerfeier geschaffen.

Sie setzte sich nicht hin. Sie kam wieder hoch. Ich sah, dass sie etwas schwankte, zumindest glaubte ich das, doch es war nur eine Bewegung nach links, die sie durchführte, denn nur so konnte sie mit einem Schritt die Bank verlassen.

Was sie auch tat.

Lautlos betrat sie den Steinboden. Sendrine schaute nicht mehr zu den Templern hin, und sie wich auch meinem Blick aus. Ihr Gesicht hatte einen anderen Ausdruck angenommen.

Er war schlecht zu beschreiben. Jedenfalls stand dort die Starre wie eingemeißelt.

Ich wollte sie noch fragen, aber sie hatte es plötzlich sehr eilig. Mit einer schnellen Bewegung drehte sich Sendrine Bloch um. Dann lief sie auf den Ausgang zu. Sie bemühte sich nicht mehr, leise zu sein. Die Echos ihrer Schritte mischten sich in die Worte des Godwin de Salier, der nur kurz stockte und dann weitersprach.

»Was hat sie?«, fragte Suko.

»Keine Ahnung.«

»Das sah mir schon nach einer Flucht aus.«

»Ja, aber ...«

Ich wusste auch nicht so recht, was ich sagen sollte. Es konnte sein, dass diese Totenfeier sie zu stark mitgenommen hatte, aber das wollte mir auch nicht in den Sinn. Da musste es schon einen anderen Grund für ihre Flucht gegeben haben.

Sie lief schnell. Die Echos der Schritte waren bald verklungen. Ich warf wie zufällig einen Blick auf den Platz, an dem sie gesessen hatte, und bekam für einen Moment große Augen.

Sendrine Bloch hatte ihre Handtasche vergessen. Sie stand auf der Bank und kam mir vor, als wäre sie bewusst dort hingestellt worden.

Ich wusste selbst nicht genau, was mir in diesen Augenblicken alles durch den Kopf schoss. Es waren viele Gedanken auf einmal. Aber zuletzt konzentrierten sie sich einzig und allein auf die Tasche, die so verloren auf der Bank stand.

Eine Frau vergisst normalerweise ihre Tasche nicht. Sie kann alles vergessen, aber nicht ihre Handtasche. Und schon gar nicht stellte sie sie so wie drapiert hin. Irgendetwas stimmte da nicht.

Ich handelte, ohne Suko ein Wort zuvor davon zu sagen. Er wunderte sich schon, wie schnell ich aus der Bank verschwand. In der folgenden Sekunde hatte ich die Tasche schon an mich gerissen, öffnete sie aber nicht, sondern lief den gleichen Weg

mit schnelleren Schritten, den auch Sendrine genommen hatte.

Hinter mir hörte ich noch Sukos Stimme. Er rief meinen Namen, aber ich hörte nicht. Etwas trieb mich voran. Als wären unsichtbare Geschöpfe dabei, mich zu attackieren.

Die Wände und die Decke, sie flogen nur so an mir vorbei. Ich hatte das Gefühl, in Panik zu geraten. Ich wusste nicht, was geschehen war, ich musste einfach etwas tun.

Es war eine normale Tasche. Sie war recht flach. Vergleichbar mit einem größeren Etui. Sie besaß auch kein besonderes Gewicht. Ich hatte nicht die Zeit, sie zu öffnen, und ich hätte mich das in diesen hektischen Augenblicken auch nicht getraut.

Ich war in Schweiß gebadet, als ich endlich das Kloster verlassen hatte. Es war noch nicht dunkel geworden. Die Luft schien zu stehen, und meine Blicke huschten vor der Eingangstür nach links und rechts.

Dann sah ich sie.

Sendrine war nicht weggelaufen. Sie konnte es nicht. Etwa zwanzig Meter weiter lag sie auf dem Boden, als wäre sie von einer Faust niedergeschlagen worden.

Es gab keinen Feind in ihrer Nähe. Wahrscheinlich war sie zu schnell gelaufen und in ihrer Eile einfach nur gestolpert und dabei so unglücklich gefallen, dass sie sich den Fuß oder das Bein verletzt hatte.

Ich ging auf sie zu.

Genau in dem Augenblick hob sie den Kopf - und begann zu schreien!

Den Grund kannte ich nicht!

Sie brüllte einfach los wie ein Mensch, der von einer irren Angst gepeinigt wird. Vor dem Kloster hörten sich ihre Schreie noch lauter an. Sie brandeten in meinen Ohren.

Ich ging trotzdem auf Sendrine zu, die es jetzt schaffte, sich

halb aufzurichten und mir beide Hände entgegenzustrecken, wobei ihre Schreie leiser wurden.

Dann stand ich vor ihr.

Sendrine schaute zu mir hoch. Wir beide zusammen sahen aus wie eine Plastik, denn sekundenlang bewegte sich niemand. Sendrines Augen waren verdreht, der Mund verzerrt, und dann stieß sie etwas hervor.

»Die Tasche - die Tasche!«

»Ich weiß«, sagte ich. »Sie haben die Tasche vergessen!«

»Hauen Sie ab!«

Manchmal kann ich stur sein, so auch hier. »Nein, ich denke nicht daran. Ich habe mich nicht grundlos so beeilt, um Ihnen die Tasche wiederzubringen.«

»Ich will sie nicht!«

Nach dieser Antwort schrillten die Alarmglocken in meinem Kopf noch lauter. Aber ich dachte nicht daran, die Tasche zu behalten. Deshalb bückte ich mich schnell. Bevor sie sich versah, hatte ich sie ihr in die Hände gedrückt.

Sendrine war so überrascht, dass sie nichts sagen konnte. Sie glotzte mich einfach nur an und presste dabei die Tasche wie einen wertvollen Gegenstand an ihren Oberkörper.

»So«, sagte ich, »und jetzt...!«

»Neiiiiinnn!« Der nächste Schrei unterbrach mich. »Ich kann nicht mehr. Die Tasche. Eine ... eine Bombe ...«

Ich wurde zu Eis.

Plötzlich war mir alles klar. Innerhalb einer Sekunde lief die gesamte Szenerie noch mal vor meinem geistigen Auge ab, und ich verstand jetzt ihre Reaktion.

Sie hatte die Tasche abgestellt, war selbst verschwunden, und die Bombe hätte die meisten von uns sicherlich in den Tod gerissen. Außerdem konnte sie jeden Augenblick explodieren.

In diesen Sekunden war mir Leib und Leben am wichtigsten von allem. Sendrine fiel wieder zurück auf den Rücken. Sie streckte die Arme hoch, ließ sie noch mal nach unten sacken,

um Schwung zu holen, damit sie die verdammte Tasche wegschleudern konnte.

Ich rannte.

Es war aus einem reinen Überlebensreflex geboren. Meine Beine schienen sich selbständig gemacht zu haben. Aber ich hatte ein Ziel, denn ich hetzte auf die noch nicht geschlossene Eingangstür des Klosters zu, um hinter den dicken Wänden einigermaßen sicher zu sein.

Die Schwelle hatte ich mit dem rechten Fuß betreten, als hinter mir die Hölle losbrach.

Ein wahnsinniger Knall schien alles in meinem Kopf zerreißen zu wollen. Ich wurde taub, ich erlebte das Geschehen in Zeitlupe. Ich wurde von einem wahnsinnigen Stoß erfasst, und mir kam die Druckwelle vor wie ein gewaltiger Tritt.

Meine Beine verloren den Kontakt zu dem Boden, und der Tritt schleuderte mich nach vorn, hinein in den Eingangsbeereich des Klosters. Ich flog durch die Luft. Ich drückte den Kopf nach unten und schützte ihn mit beiden Händen. Ich prallte dann irgendwo gegen, sah die berühmten Sterne vor meinen Augen zerplatzen, und dann schien auch für mich die Welt in zahlreiche Stücke zu explodieren, die mich anschließend in eine tiefe Finsternis rissen...

Das Reich des Todes wollte mich nicht, denn dort hätte ich nicht Sukos Gesicht gesehen, das wie eine verwischte Zeichnung über meinem Kopf schwebte.

»Aha ...«

Mit dem Wort konnte ich nichts anfangen. Eine andere Person war noch bei ihm, und ich glaubte die Stimme des Godwin de Salier zu hören. Ich wollte etwas sagen, mich sogar erheben, aber mein Kopf war schwer wie Blei.

Ich sackte wieder weg.

Beim zweiten Erwachen saß Suko neben meinem Bett. Mir ging es jetzt besser und ich bekam auch frisches Wasser zu trinken, das meine Lebensgeister wieder anspornte.

»Ja, Alter«, sagte Suko, »dann darf ich dir zu deinem erneuten Geburtstag gratulieren.«

»Schon wieder ...?«

»Mancher hat eben das Glück.«

Ich sagte nichts mehr, aber die Erinnerungen kehrten zurück, und alles lief wie ein Film vor meinen Augen ab. Das richtige Finale hatte ich nicht mehr mitbekommen, doch mir kam ein Name in den Sinn.

»Was ist mit Sendrine?«

Suko zuckte mit den Schultern. Eine bezeichnende Geste.

Trotzdem fragte ich. »Tot?«

»Nicht nur das. Sie hat die Bombe zu spät weggeworfen.« Er runzelte die Stirn. »Sendrine ist regelrecht zerfetzt worden. Sie hatte dein Glück nicht.«

Ich dachte über Sukos Aussage nach und flüsterte dann: »Wer hätte das gedacht.«

»Van Akkeren hat sie geschickt. Er wollte alles auf einmal haben, und es wäre ihm fast gelungen. Die Bombe war stark genug, um ein Blutbad in der Kapelle anzurichten. Aber das ist dank deiner Reaktion ausgeblieben.«

»Ja«, stimmte ich zu, »manchmal macht der Schutzengel eben Überstunden ...«

ENDE